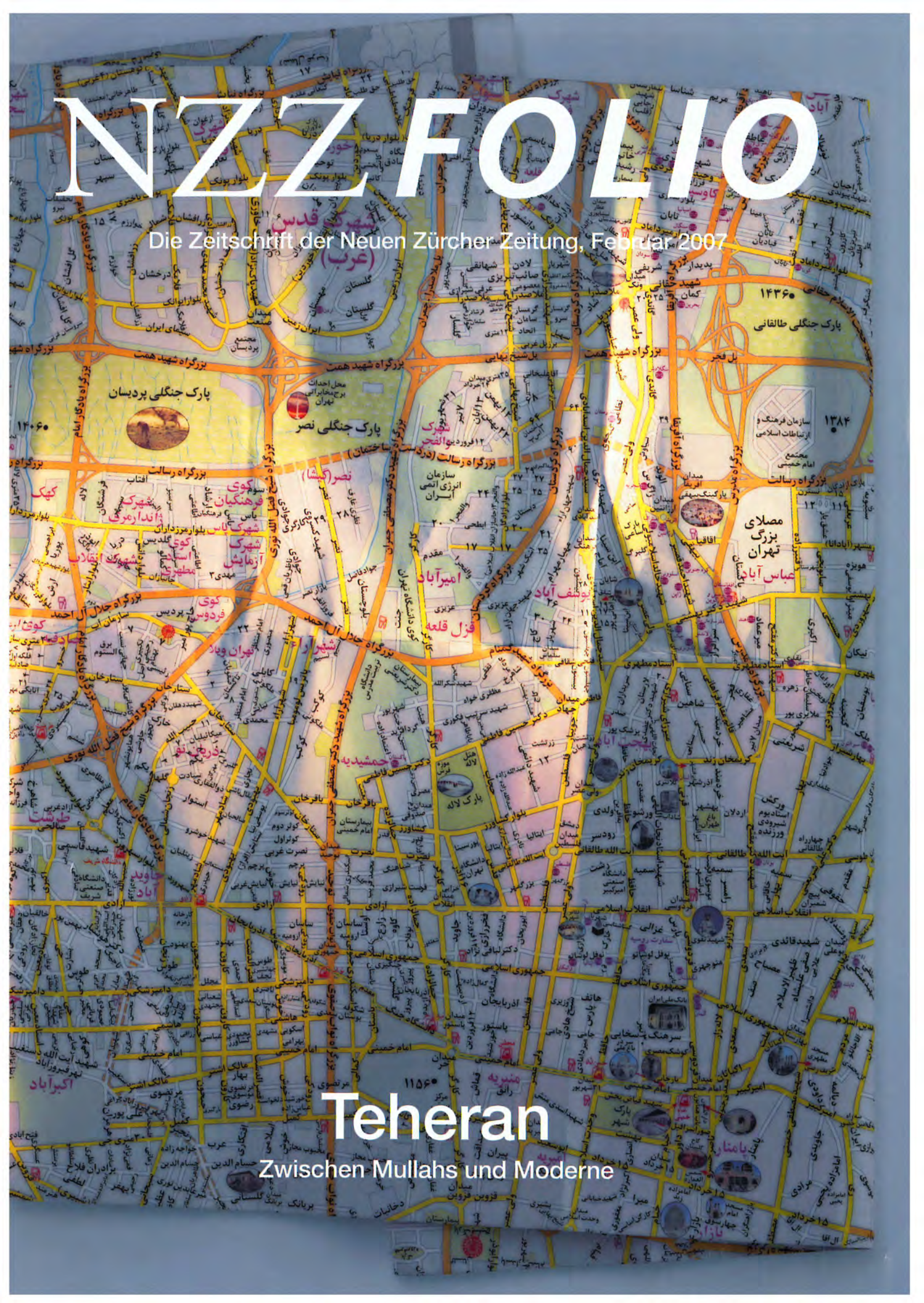


NZZ FOLIO

Die Zeitschrift der Neuen Zürcher Zeitung, Februar 2007



Teheran

Zwischen Mullahs und Moderne

Der zweite Blick

Jedes Mal, wenn sie ihre Heimat besuche, sagt die in Zürich lebende Teheranerin Elika Djalili, müsse sie ihren europäischen «Chip» gegen einen iranischen austauschen, weil sogar sie sonst Gefahr laufe, das Geschehen und die Menschen in ihrer Stadt nicht richtig zu verstehen.

Tatsächlich erscheint auf den ersten Blick vieles absurd in dieser Zwölfmillionenstadt, in der strenge Sittengesetze den Konsum von Alkohol verbieten (aber alle wissen, wie man ihn beschafft) und Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit unter Strafe stellen (aber alle kennen die Parks, in denen man sich unbehelligt treffen kann). Und wer auf Nummer sicher gehen will, schliesst eine Zeitehe, die für mehrere Jahre gültig sein kann – oder auch nur für eine Stunde.

Am 11. Februar feiert Iran den 27. Jahrestag der islamischen Revolution, und die Mullahs sitzen fest im Sattel. Aber in kaum einem anderen Land hat sich die zivilgesellschaftliche Entwicklung so klar vom politischen System abgekoppelt. Das radikal unzeitgemässe religiöse Regime der bärtigen Männer führt in der modernen Metropole Teheran zu unaufhebbareren Widersprüchen und zwingt viele in eine irritierende Doppelmoral: Das öffentliche Leben gehorcht ganz anderen Regeln, als sie im Privaten gelten.

Diesen Dualismus thematisieren fast alle Beiträge in diesem Heft. Es stellt nicht die internationale Politik ins Zentrum, nicht das von Ahmadinejad mit rhetorischem Gedröhn forcierte Atomprogramm und nicht das gespannte Verhältnis Irans zu Israel und den USA. Was uns interessiert hat, ist der Alltag in der Hauptstadt des Gottesstaats. Und da enthüllt sich auf den zweiten Blick, wie geschickt die Teheraner sich angewöhnt haben, die Schlupflöcher des Systems auszunutzen. Das gilt vor allem für die Mehrheit der Bevölkerung, die Jungen (rund 70 Prozent der Iraner sind jünger als 25). Sie sind die Erben einer Revolution, die sie kaum mehr nachvollziehen können. In zahllosen Internet-Tagebüchern äussern sie sich freimütig über Themen, die die zensurierten Medien verschweigen.

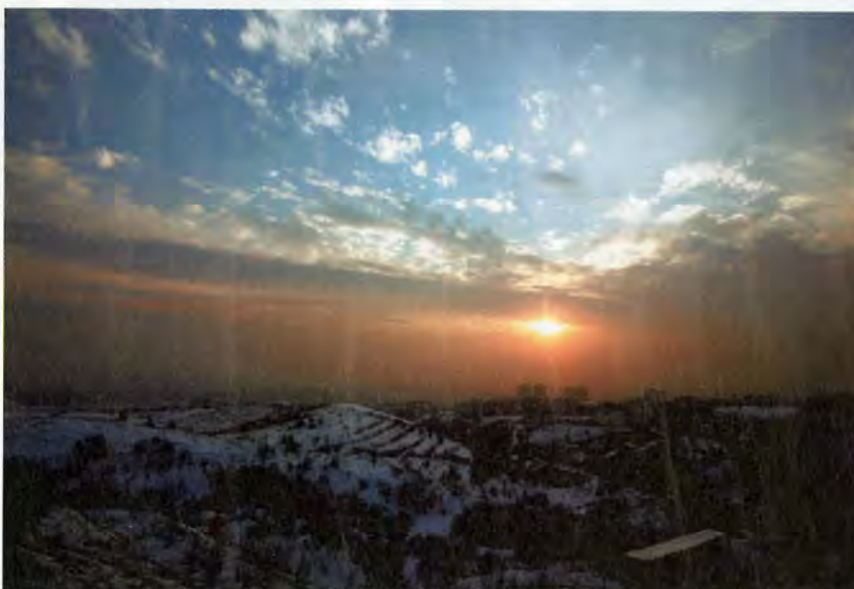
Veränderungen müssen in Iran von innen kommen. Viele setzen ihre Hoffnung auf die Frauen. Sie sind beruflich erfolgreich, und an den Universitäten sind sie inzwischen in vielen Fächern in der Mehrheit – bereits erwägt man, Männerquoten einzuführen.

Daniel Weber

BILDER

Newsha Tavakolian

Bis auf wenige Ausnahmen (siehe Bildnachweis) stammen die Fotos in diesem Heft von der 26-jährigen Iranerin Newsha Tavakolian; sie lebt in Teheran. Sie war Mitglied der World Press Masterclass 2006 und wird vertreten von der Agentur Polaris Images, New York.

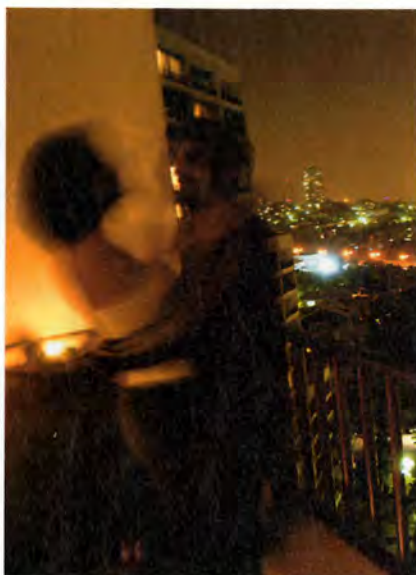


Guten Morgen, Morgenland.

INHALTSVERZEICHNIS

- 1 **Titelblatt** Von Max Grüter und Patrick Rohner
- 3 **Editorial** Der zweite Blick. Von Daniel Weber
- 7 **Hallo Taxi** I go cool, oder wie wir hier sagen: shanti. Von Ruth Brüderlin
- 8 **Duftnote** Die sechs von Chanel. Von Luca Turin
- 9 **Zerlegt** Mehr als bloss billig. Von Jeroen van Rooijen
- 10 **Sportmärchen** Der aufrechte Bäuchling. Von Richard Reich
- 11 **Vereinsleben** Anglerglück. Von Mikael Krogerus
- 11 **Binders Vexierbild** Wo ist das Kamel? Von Hannes Binder
- 11 **Vom Fach** Neulich im Altphilologenseminar. Von Mikael Krogerus

THEMA: TEHERAN



Wir sind anders, als ihr meint (S. 46).

- 12 **Freizeit im Gottesstaat**
Gin Tonic, Carving-Ski und Bleistiftabsätze: Wie man sich in Teheran vergnügt.
Von Farsin Banki und Victor Kocher
- 18 **Türen zur Welt**
Buch- und Industriemesse ziehen junge Leute in Scharen an. Sie hoffen auf Jobs
im Ausland. Von Ulrich Tilgner
- 20 **Sehnsüchtig war mein Herz**
Zwischen Schah und Khomeiny – Erinnerungen eines Intellektuellen, der zwei
Mal ins Exil ging. Von Bahman Nirumand
- 28 **Der Mann in der Windjacke**
Die vielen Gesichter des Mahmud Ahmadinejad. Von Rudolph Chimelli
- 32 **Mullah-Ökonomie**
Öl und andere Schmiermittel – eine Analyse des Wirtschaftsstandorts Teheran.
Von Houshang Babai
- 36 **«Apokalyptische Theatralik»**
Wie religiös ist Iran? Sind Iraner Antisemiten? Welche Rechte haben Frauen?
Der Iranexperte Bert G. Fagner gibt Antworten. Von Daniel Weber
- 42 **Unter Männern**
In der Hauptstadt Irans sind Frauen Freiwild. Von Parsua Bashi
- 46 **Wir sind anders, als ihr meint**
Die Freiheit, die ihr im Westen habt, wollen wir nicht. Von Jinoos Taghizadeh
- 47 **Richtig oder falsch?**
Ist Popmusik in Iran verboten? Darf man in der Öffentlichkeit küssen?
10 Vorurteile über Iran, bestätigt oder widerlegt von Teheraner Jugendlichen.
- 48 **Die Prediger von Tehrangeles**
Das Herz der Opposition schlägt in Los Angeles. Mit Fernsehshows versuchen
Exiliraner den Regimewechsel herbeizuführen. Von Steffan Heuer
- 52 **Fast wie zu Hause**
Zum ersten Mal in Teheran – Erlebnisse eines Schweizer Schriftstellers.
Von Peter Stamm

- 56 **Schlagschatten** Charles Darwin, schwächlicher Revolutionär. Von Wolf Schneider
- 57 **Um die Wurst** Die Entdeckung der Behäbigkeit. Von Andreas Heller
- 58 **Von Tieren** Gewinnwarnung im Affengehege. Von Herbert Cerutti
- 59 **Das Experiment** Blutsschwestern. Von Reto U. Schneider
- 60 **Wer wohnt da?** Beseelte Bodenständigkeit. Von Gudrun Sachse
- 64 **Leserbriefe**
- 65 **Folio Folies** Von Gerhard Glück
- 66 **Vorschau/Impressum**

AUSSERDEM IM INTERNET

www.nzzfolio.ch

Auf unserer Website finden Sie eine ausführliche Liste mit kommentierten Links und Literaturhinweisen zum Thema Iran. (Im Inhaltsverzeichnis unter dem Titel «Links und Literatur».)

Freizeit im Gottesstaat

Gin Tonic zum Gabelfrühstück, Skifahren in den nahen Bergen, Bleistiftabsätze und knalliges Make-up – auch unter Präsident Ahmadinejad gibt es in Teheran Nischen der Toleranz. Wie man sich in der Islamischen Republik vergnügt. Von Farsin Banki und Victor Kocher

Stau in Teheran. So weit das Auge reicht, ein Meer von Wagen, die sich langsam vorwärtsquälen. «Tärafik» heisst das im Volksmund, auch eines dieser leichtfüssigen französischen Lehnwörter, und das kann hier alles bedeuten: von einigen Minuten Wartezeit vor einer Ampel bis zum stundenverschlingenden Blech-GAU. Gerade schiebt sich ein Peugeot 206 vorbei, aus den offenen Fenstern dröhnt ohrenbetäubende iranische Popmusik. Ein junger Fahrer schafft sich ein wenig Freiraum.

Die iranische Hauptstadt hat rund 7 Millionen Einwohner, aber für das tägliche Verkehrsaufkommen sorgen die gut 12 Millionen Bewohner des ganzen Einzugsgebiets. In der Stadtverwaltung gibt es tapfere Menschen, die für das Flottmachen des Tärafik kämpfen, unermüdlich Stadtautobahnen, Fly-overs, Tunnels und sogar eine U-Bahn bauen und mit abschreckend hohen Sondertaxen möglichst viele Wagen vom Stadtzentrum fernhalten. Dank ihnen geht es alle paar Minuten wieder ein paar Dutzend Meter weiter, bis endlich die kritische Kreuzung zweier Blechströme überwunden ist.

Auf Teherans Strassen fährt ein guter Teil der etwa 3,5 Millionen iranischen Autos, und jedes Jahr wird eine zusätzliche Million produziert. Die Verbilligung von Energie und Treibstoffen kostet das Land heuer gut 10 Milliarden Dollar. Seit Jahren redet die Regierung von der Rationierung von Benzin und Diesel, die 36 Prozent aller Beihilfen verschlingen, doch sie hat den Mut nicht dazu. Denn das Fahren, sehr oft einfach Spazierenfahren mit dem eigenen Wagen, gehört zu den beliebtesten Tätigkeiten der Teheraner. «Im Stau zu stehen, ist nicht ein Ärgernis», sagt einer, «sondern ein integraler Teil der Freizeitunterhaltung.»

Die Autopionierin Teherans war Fakhr-ed-Douleh, die unter dem Schah zwischen den beiden Weltkriegen zehn Wagen als erste Taxis in Betrieb nahm. Von da an setzten sich die Ausflüge in der Benzinkutsche gnadenlos gegen die beliebten Droschkenfahrten durch. Ob Frau Fakhr-ed-Douleh sich die heutige Blechlawine hätte vorstellen können? Teheraner haben längst ihre besondere Kultur des Autofahrens entwickelt, mit Hupe und Scheinwerfern kommunizieren sie fast ebenso subtil wie in ihrer floskelreichen Sprache. Ein echter Sohn der Stadt erkennt aus der Zusammensetzung des Tärafik auch sofort, wo er sich befindet: Im ärmeren Süden Teherans dominiert das sparsame iranische Nationalvehikel, ein Wesensbruder des ostdeutschen Trabi namens Peykan (Pfeil); im gehobenen Norden hingegen drängen sich japanische Geländewagen neben deutschen und französischen Limousinen, die meisten unter Lizenz in Iran montiert.

Heute ist ein gewöhnlicher Freitag. Teheraner aus allen Ecken streben im Auto dem ersten Schnee entgegen, der unmittelbar nach den nördlichen, höher gelegenen Stadtvierteln beginnt. Schon bald drängen sich Wagen auch am Strassenrand. Kinder rutschen auf aufgepumpten Autoschläuchen oder Plastictüten den Hügel hinunter. Jüngere Vettern und Tanten werfen mit Schneebällen, Mütter und Väter bereiten Sandwiches und den allgegenwärtigen Tee im Samowar.

Unmittelbar daneben ziehen auf der Fahrbahn dicht hintereinander jene vorbei, die weiter hinauswollen, zum Kurort Lavasan, oder die Jajrud-Schlucht empor nach Ushan, Meygun oder Shemshak. Dort, wo Glückliche in einem lauschigen Wochenendhaus, ungestört von dem ganzen «Mullah-Business», schon zum Gabelfrühstück Gin Tonic schlürfen, werden für Stadtmüde ganze Appartementblocks mit Blick auf bizarre Felslandschaften hochgezogen.

Bald jedes dritte Haus an der Strasse ist ein Speiselokal. Jetzt, im Winter, tafelt man rund um den Ofen, in der Sommerhitze dann draussen im Garten am erfrischenden Wildbach. Oben in Shemshak oder auf der anderen Gebirgsflanke, in Dizin, locken Skigebiete mit herrlichen Pisten; längst haben die gewöhnlichen jungen Leute den Snobs aus den Zeiten des Schahs die Hänge abgerungen. Der aus Europa importierte Wintersport, in dem der Schah eines von vielen Vehikeln zur Modernisierung Irans erblickte, hat sich am Elbursgebirge festgesetzt. Unterhalb von Shemshak gibt es auf einer Garbe von Mega-Eiszapfen sogar eine Schule für Eisfallklettern. Auf den Pisten, fernab von den Sittenwächtern des Regimes, macht man Bekanntschaften und feiert die Freundschaft, allenfalls auch mit einem tüchtigen Schluck aus der Wodkaflasche.

Wer die lange Autofahrt umgehen will, wandert direkt von Nordteheran aus ins darüberliegende Gebirge. Auch dort oben beginnt eine andere Welt mit anderen, lockeren Umgangsformen. Vor allem die jungen Leute fliehen nicht nur aus dem Lärm und der dicken Luft der Megalopolis, sie wollen auch für ein paar kostbare Stunden die sozialen Zwänge der islamisierten Gesellschaft abschütteln.

Iranische Gesellschaftsforscher haben längst erkannt, dass die Einführung islamischer Sitten seit der Revolution von 1979 nicht eine Gesellschaft nach dem Vorbild des Propheten und der Imame geschaffen hat, sondern die Iraner in ein Doppelleben zwingt. Mittlerweile haben es auch die Fundamentalisten eingesehen. Obwohl im Sommer 2005 der radikalkonservative Präsident Ahmadinejad gewählt



Blick auf den Navab Safavi Highway gegen Norden. Im Hintergrund das Elbursgebirge.

wurde, sind die brutalen Komitees der Sittenwächter nicht ausgeschwärmt, um junge Frauen wieder in den strengen Tschador zu zwingen. Die Nischen der Toleranz blieben erhalten. Bleistiftabsätze, knalliges Make-up, ein locker geschlungenes Designer-Foulard auf dem Hinterkopf und ein eng anliegender Mantel sind mehr denn je die Zier welt-offener Teheranerinnen; Teenager beider Geschlechter treffen sich zum geselligen Schaufensterbummel in den modernen Einkaufspassagen der Vali-e-Asr-Avenue, und in den Parks können junge Verliebte erste Zärtlichkeiten austauschen, während die Kids im Look von Los Angeles inlineskaten oder Skateboard fahren. Natürlich mahnen die Behörden weiterhin zum «Hijab», zu Verhüllung und Zurückhaltung, doch dank Ahmadinejad ist Überzeugungskraft statt Zwang angesagt. Auch im schlimmsten Stau, heisst es, empfiehlt der Präsident Freundlichkeit und Zuneigung.

Die Bilanz der eisernen Jahre ist bitter genug: Die verordnete Islamisierung aller Lebensaspekte trieb die Iraner in die Flucht nach innen, warf sie auf den privaten Raum und die Familie zurück. Das bedeutete auch die Abkehr vom öffentlichen Raum und vom Staat: den Auszug in die Freizeit. Nach der Revolution wurden die Markenzeichen einer modernisierten Gesellschaft – und das hiess nach den simplen Vorstellungen von Schah Mohammed Reza: einer verwestlichten Gesellschaft – ausgemerzt.

Khomeinys Rollkommandos schlossen nicht nur die Bars, Cabarets und Bordelle an der berühmten Lalezar-Strasse und machten daraus Elektrogeschäfte. Sie schafften auch das ganze Kulturangebot ab: Kinos, Theater, Konzerthallen und Clubs wurden geschlossen, Musiker mussten fliehen, die Nationalsängerin Gugush kam ins Gefängnis, weil öffentliche Auftritte von Sängerinnen nun als unzuchtig galten. Selbst für Ausflüge und Reisen galten neue Regeln, und an unzähligen Strassensperren wurde überprüft, ob die Insassen der Autos auch wirklich Verwandte waren und sich nicht etwa für unsittliche Zwecke zusammengefunden hatten.

Doch die geplante offizielle Neuformulierung eines islamischen Kulturlebens und Freizeittreibens fiel dem Irakkrieg zum Opfer: Ein wachsender Märtyrerkult und die erdrückende Last der Kriegswirtschaft beherrschten das öffentliche Leben. Die erzwungene Umstellung führte die Teheraner nicht ins Reich der frommen Betrachtungen, sondern immer mehr ins Laster. An Wochenenden traf man sich im Familien- und Freundeskreis, und mangels der gewohnten öffentlichen Unterhaltungen widmete man sich nach dem Essen der Rezitation von säkularer Poesie, dem verbotenen Kartenspiel, dem Alkohol und zunehmend wieder dem traditionellen Opium.

Die Jugend von Teheran schuf sich ihre eigene Welt, nach den nächtlichen Autoparaden auf den Boulevards von Afrika, Mirdamad und Vanak stieg irgendwo eine wilde Party, wo kein Hijab und keine Ermahnung die ausgelassenen Mädchen und Burschen trennte. Der Genuss von Whisky und Designerdrogen hielt dort mit westlichen Gepflogenheiten bestens Schritt. Das islamische Regime

Schauplätze der Beiträge im Heft



1 Freizeit im Gottesstaat

Tärafik: Auch am Wochenende wälzt sich die Blechlawine durch die 12-Millionen-Stadt und verstopft selbst Strassen wie den Navab Safavi Highway. (S. 12)



2 Türen zur Welt

Zur Buch- und Industriemesse strömen jedes Jahr Millionen von Besuchern. Auf dem Messegelände bieten sich willkommene Gelegenheiten, mit Ausländern Kontakte zu knüpfen. (S. 18)



3 Sehnsüchtig war mein Herz

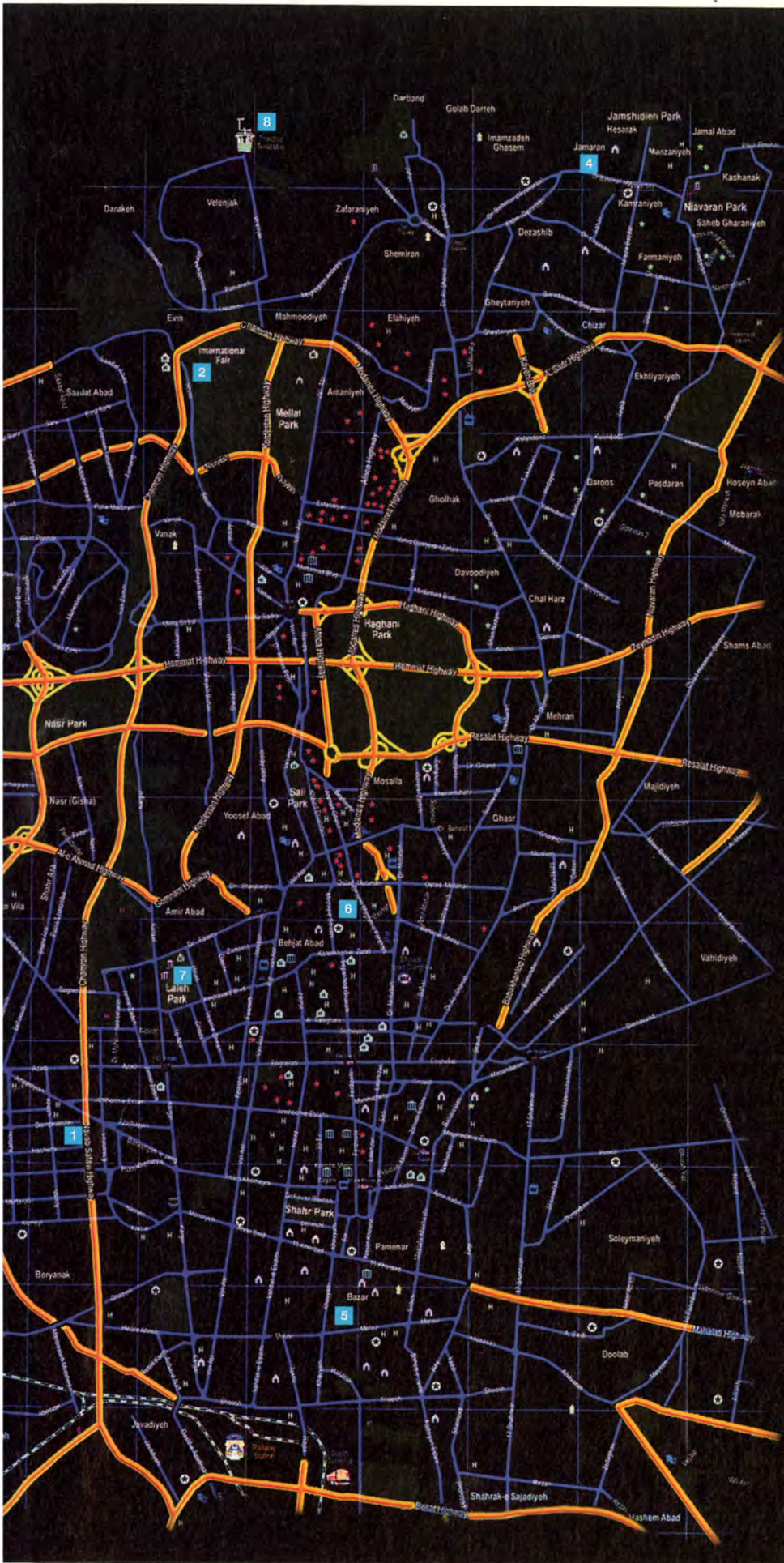
Eine riesige Menschenmenge versammelte sich am 1. Februar 1979, um den aus dem Exil heimkehrenden Führer der Revolution, Ayatollah Khomeini, am Flughafen zu bejubeln. (S. 20)



4 Der Mann in der Windjacke

Nach seiner Wahl zum Staatspräsidenten ist Mahmud Ahmadinejad aus dem glanzlosen Osten nach Jamaran in den Norden der Stadt umgezogen, wo nicht nur die Luft besser ist. (S. 28)





5
Mullah-Ökonomie
 Das marktwirtschaftliche Herz Teherans ist der Basar im Süden. Tausende machen hier Jagd auf Schnäppchen. Der grösste Teil der angebotenen Textilien stammt aus China. (S. 32)



6
Unter Männern
 Eine junge Frau ist zu Fuss und im Sammeltaxi im Stadtzentrum unterwegs und erlebt einen Spiessrutenlauf: Sie wird angemacht, belästigt und beschimpft. (S. 42)



7
Richtig oder falsch?
 Ist es verboten, ein Mädchen oder einen Jungen mit nach Hause zu nehmen? – Ja, aber man kann sich zum Beispiel im Tulpenpark treffen. Wir fragen – Teheraner Jugendliche antworten. (S. 47)



8
Fast wie zu Hause
 Der Schweizer Schriftsteller Peter Stamm besucht zum ersten Mal Teheran. Auf dem Tochal, dem Hausberg der Stadt, fühlt er sich wie in den Schweizer Alpen. (S. 52)

antwortete darauf zunächst mit Propaganda und schliesslich immer mehr mit Gewährenlassen.

Iraner sind Familienmenschen, ihre Familie ist das Ehrwürdigste, was ihnen ausser Gott und den Heiligen bleibt. Religion und Tradition bestimmten ihren Alltag, lange bevor der Schah oder das islamische Regime sich des öffentlichen Lebens bemächtigen wollten. Feste, ob aus traurigem oder fröhlichem Anlass, bestimmen das Familienleben. «Eine Hochzeit magst du ausschlagen, aber gehe immer zu einer Beerdigung», heisst eine goldene Regel.

Hochzeiten finden seit der Revolution in getrennten Sälen für Männer und Frauen statt; auch das Brautpaar wird getrennt. Unterhaltung ist ebenfalls separat. An Speisen, Obst und Süssigkeiten wird nicht gespart. Nur will oft keine richtige Stimmung aufkommen. Per Handy machen

Obwohl das Regime die Prostitution scharf ächtet, haben die Behörden nach gut informierten Quellen allein in der Hauptstadt 55 000 Dirnen registriert.

Herr und Frau Teherani ab, wann sie sich vor dem Eingang zum Aufbruch treffen. Trauerfeiern finden entweder zu Hause oder in einer Moschee statt. Es wird der Koran rezitiert, die Trauergäste werden mit Tee und Datteln bedient. Viele, nicht alle, tragen Schwarz, es wird leise gesprochen und manchmal auch gelacht. Nach schiitischem Brauch trauert die Familie die ersten drei Tage nach dem Tod, anschliessend wird am 7., am 40. und am Jahrestag der Seele gedacht.

In Iran war von jeher auch an Festtagen kein Mangel. Seit die islamische Revolution die ihrigen hinzugefügt hat, rühmen sich die Teheraner als Feiertagsweltmeister. Das iranische Neujahr, ein vorislamischer Brauch zur Frühlingssonnenwende am 21. März, zählt zu den grössten Festen. Zum feierlich geschmückten Altar gehören sieben Opfergaben auf dem Tisch, die auf persisch mit «s» beginnen: Hyazinthe (sonbol), Apfel (sib), Brot (sangak), Mehlbeere (senjed), Knoblauch (sir), Münze (sekke) und grüne Weizentriebe (sabzi). Nach der Islamisierung Persiens im 7. Jahrhundert kamen noch der Koran, ein Spiegel und andere religiöse Objekte hinzu. Die Iraner beschenken sich an diesem Tag und legen wie die Natur ein neues Kleid an. Das Fest dauert 13 Tage; der 13. selbst ist ein Unglückstag. Weil er nicht zu Hause verbracht werden darf, fahren ganze Karawanen aus der Stadt zum Picknick ins Grüne, wo die Weizentriebe der Natur zurückgegeben werden. Teheran ist in diesen Tagen die ruhigste und schönste Stadt der Welt.

Radio und Fernsehen traten schon unter dem Schah an die Stelle des Geschichtenerzählers, des Naqqal. Nach dem islamischen Umsturz übernahm der Revolutionsführer persönlich die Aufsicht über die elektronischen Medien, weil er in ihnen die wichtigste Stimme zum Volk erkannte. Nur

ganz langsam entwickelte sich das Fernsehen von einer «Bartvision», einer langweiligen Vorzugstribüne für die Ayatollahs, zu einem einigermaßen erträglichen Informations- und Unterhaltungsmedium mit Kanälen für Politik, Religion, Sport und Wissenschaft. Moderne Filmserien, den Soap-Operas sehr ähnlich, animieren viele dazu, sich zu Hause vor dem Fernseher zu treffen. So wird die Serie ein Gemeinschaftserlebnis. Bei Besuchen lässt man den Fernseher auf Volllautstärke laufen – ein zusätzlicher Teil der Unterhaltung für den Gast. Das Gleiche gilt in Restaurants und Kaffeehäusern.

Im letzten Herbst ist freilich unverhofft der Funke aus der virtuellen Welt der iranischen Fernseh-Soaps ins reale Teheran überggesprungen. Wie eine Flutwelle verbreiteten sich DVD-Raubkopien und Internet-Clips mit einem intimen Andenken einer der populärsten Schauspielerinnen aus der letzten Familienserie des Fastenmonats Ramadan. «Dokhtar-e Shokat, dokhtar-e Shokat!» priesen die fliegenden Strassenhändler die Darstellerin mit ihrem Namen als tugendhafte Tochter aus der Filmserie – doch auf der DVD fanden die Teheraner einen saftigen Liebesakt, den die junge Frau, Zahra Ebrahimi, und ihr damaliger Lebenspartner gefilmt hatten.

Die Betretenheit des islamischen Führungsministeriums, dessen Hauptaufgabe die Bereitstellung tugendhafter Vorbilder für die islamische Gesellschaft ist, war gross, und die Staatsanwaltschaft eröffnete eine Untersuchung. Doch die unglaubliche Verbreitung dieses Pornofilms, den sich auch biedere Familien gewissermassen als Kontrastprogramm zum offiziellen Fernsehen zu Gemüte führen, spricht Bände. Die bald dreissigjährige aggressive Zensurierung der Bildungs-, Unterhaltungs- und Informationsprogramme hat die Islamische Republik überhaupt nicht vor jener brutalen Zerstörung der Privat- und Intimsphäre bewahrt, welche die iranische Propaganda so gern als soziale Krankheit des säkularen Westens darstellt.

Bei der Rückkehr vom Wochenendausflug schwärmen wir mit dem Fahrer von der Schönheit persischer Frauen. Er will uns an den einschlägigen Strassenrändern die leichten Mädchen Teherans vorführen, die unter dem züchtigen Tschador ihre Reize feilbieten. Obwohl das Regime die Prostitution scharf ächtet, haben die Behörden nach gut informierten Quellen allein in der Hauptstadt 55 000 Dirnen registriert. Die Teheraner sind ein eigenwilliger Menschenschlag: Wenn immer volksfremde Mächte das Land beherrschen wollten, gingen die Perser ins innere Exil. Sie opfern ihre Freiheit auf dem Altar islamischer (und auch vorislamischer) Traditionen, und Autoritäten und Hierarchien geniessen grossen Respekt. Doch bleibt deren Einfluss auf das Volk nur so lange erhalten, als ihre Regeln sich so grosszügig auslegen lassen, dass sie den breiten Bedürfnissen einigermaßen Raum geben.

Farsin Banki ist Philosoph; er lehrt Germanistik an der Teheraner Universität.
Victor Kocher ist Nahostkorrespondent der NZZ; er lebt in Limassol, Zypern.



Soziale Kluft: Saftladenbetreiber auf dem Basar am Tajrish-Platz – junge Reiche beim Einkaufsbummel in einer Shoppingmall.

Türen zur Welt

Die Buch- und die Industriemesse in Teheran haben Millionen von Besuchern. Für Studentinnen und Studenten die grosse Chance, Kontakte mit dem Westen zu knüpfen. Von Ulrich Tilgner

Anfang Mai gibt es in Teheran nur einen Treffpunkt – die Buchmesse. Zehn Tage lang muss Gedrucktes für so mancherlei herhalten, denn es kommen ebenso viele Bücherliebhaber wie Flirtwütige. Gerade die Jüngeren nutzen die Anonymität im Gedränge und Geschiebe von Zehntausenden, um sich ungestört mit Freunden zu treffen. Für einen Messebesuch erteilen Eltern und Verwandte nur zu gern ihre Erlaubnis; Bücher haben in der Islamischen Republik Iran grosse Anziehungskraft.

Aber Kaufen mit Lesen gleichzusetzen, hiesse, den Sammeltrieb der Iraner zu unterschätzen. Es gehört zur Tradition, Bücher zu besitzen. Doch wenn ausländische Verlage glauben, in der Islamischen Republik besonders grosse Umsätze machen zu können, werden sie enttäuscht. Nur zu oft müssen sie erkennen, dass der iranische Markt bereits mit billigen Raubkopien überschwemmt wurde. Bei den subventionierten Papierpreisen lohnen sich für die Verlage bereits kleine Auflagen. Auch ein Grund, weshalb Zensoren über jeden Titel entscheiden wollen, denn nur so können sie den Markt kontrollieren.

Meist paaren Besucher Bücherliebe mit der Bewunderung des Fremden, wenn sie an den Ständen vorbeischnellern. Doch beim Angebot der ausländischen Verlage folgt die Ernüchterung. Denn die treffen oft nicht den Geschmack ihrer Kunden. Avantgardistische Lyrik oder modernes Theater wird nur von Experten geschätzt. Im Mai 2006, also kurz vor der Fussballweltmeisterschaft, wäre bestimmt ein signierender deutscher Starkicker interessant gewesen. Denn vor allem junge Iranerinnen hoffen auf eine Begegnung mit einem netten Ausländer, der ihnen die Türen zur Welt öffnen könnte. Die Sprechstunden von Konsulatsmitarbeitern über die Erteilung eines Visums sind besser besucht als Diskussionsrunden mit angereisten Autoren.

Die Buchmesse wird jeweils vom Präsidenten eröffnet. Vor einem Jahr versetzte Mahmud Ahmadinejad die Zuhörer in Staunen, als er den Messeverantwortlichen mit Gefängnisstrafen drohte, falls die Veranstaltung in kommenden Jahren auf dem Messegelände im Norden der Stadt wiederholt würde. Das von drei Millionen Messebesuchern verursachte Verkehrschaos sei der Öffentlichkeit nicht mehr zuzumuten. Rückblickend schmunzeln die Verantwortlichen über die Drohung. Wissen sie doch längst, dass markige Präsidentenworte in der Regel ohne Folge bleiben. Das gilt auch für die versprochenen Subventionen, die die Aussteller bei Laune halten sollten. Eigentlich sind sie erleichtert: Die Verwirklichung der Ankündigungen hätte ihnen eine noch höhere Staatsverschuldung und zusätzliche Inflationsschübe beschert.

Über die Widersinnigkeit der Wirtschaftspolitik klagen die Aussteller der Industriemesse. Freuen sich Studenten über den hohen Wert des iranischen Rial, wenn sie ausländische Bücher kaufen, stöhnen iranische Industrielle über die Tauschrate, weil sie ihre Produkte nicht verkaufen können. Der billige Benzinpreis hat zwar die Automobilproduktion angekurbelt und zu einem Jahresausstoss von einer Million Fahrzeugen geführt, aber die Fahrzeuge sind immer schwerer zu verkaufen, weil der Markt die steigende Produktion nicht mehr verkraftet.

Hoffnungen, die Überproduktion mit Exporten abfedern zu können, gehen nicht in Erfüllung. Zwar freuen sich Verkehrsplaner, dass nicht alle Fahrzeuge verkauft werden, aber die Direktoren der Automobilfirmen sehen mit Unbehagen die Halden der Neuwagen auf den Werksgeländen, und Bankiers machen sich Sorgen um die Rückzahlung der Milliardenkredite, die den Autofirmen in den Boomjahren gewährt wurden.

Der Versuch, mit der Forcierung des Fahrzeugbaus die Industrialisierung westlicher Staaten zu kopieren, erweist sich als Sackgasse, solange die Konjunktur mit Billigstbenzin und Subventionen für Industriebetriebe angeheizt wird. Jeder kennt die Probleme, doch es fehlt der Wille, sie zu lösen. Ankündigungen, die Abhängigkeit der Wirtschaft des Landes von den Ölexporten zu beenden, sind so alt wie die Islamische Republik. Wie wachsende Staatsverschuldung die Entwicklung westlicher Staaten lähmt, so erweist sich der Ölreichtum als Hemmschuh einer langfristigen Entwicklung Irans. In der Präsentation haben Schiffbau, Roboterindustrie und selbst Computerfirmen Weltniveau erreicht – doch Abschlüsse bei den Messen werden fast ausschliesslich mit inländischen Kunden getätigt.

Exportiert werden vor allem Spezialisten. Junge iranische Ingenieure besuchen die Messestände ausländischer Konkurrenten oft in der Hoffnung, abgeworben zu werden, wenn sie mit ihrem Wissen glänzen. Absolventen der renommierten Sharif-Universität erhalten problemlos gutdotierte Angebote aus dem Ausland. Die Jahrgangsbesten der iranischen Spitzenuniversitäten verlassen die Islamische Republik in Scharen. Viele von ihnen jedoch erst, nachdem sie sich Zähne oder Nase haben richten lassen. Denn so drückend die Krise der Industrie geworden ist, der Boom für Schönheitschirurgen bleibt ungebrochen. Selbst Kritiker der Islamischen Republik reisen zurück in die Heimat, um sich ihr Gesicht richten zu lassen.

Es gehört zum Geheimnis iranischer Politik, gute Miene zu einem eigentlich bösen Spiel zu machen.

Ulrich Tilgner berichtet als Nahostkorrespondent für das ZDF und das Schweizer Fernsehen; seit 2002 leitet er das ZDF-Büro in Teheran.



25-Jährige begutachtet ihre operierte Nase. Ingenieur beschriftet das Modell eines Reaktors: «Atomenergie ist unser Recht.»

Sehnsüchtig war mein Herz

Die kurze Blüte der Demokratie unter Mossadegh, die blutige Diktatur des Schahs und die triumphale Rückkehr von Ayatollah Khomeiny: Erinnerungen eines Intellektuellen, der zwei Mal ins Exil ging. Von Bahman Nirumand

Wenn ich Freunde oder Verwandte, die in meine Geburtsstadt Teheran flogen, zum Flughafen begleitete, packte mich jedes Mal eine grosse Sehnsucht. Fünf Stunden Flugzeit, und ich wäre da. Ich würde mit einem Sammeltaxi ins Zentrum fahren, würde in den Geschäftsstrassen herumlaufen und wie früher zu einem der Imbissläden gehen. Dort würde ich ein paar Freunde treffen, würde mit ihnen persischen Wodka trinken, der besser schmeckt als der russische, dazu ein Sandwich oder Fleisch am Spieß essen und mich über die neusten Nachrichten unterhalten.

Dann würde ich zum Haus meiner Eltern gehen. Würde ich überhaupt den Weg finden? Ich wusste, dass sich die Stadt während der vergangenen Jahre, die ich als politischer Flüchtling im deutschen Exil leben musste, stark verändert hatte. Es seien viele neue Strassen, Plätze, Hochhäuser, Supermärkte, Restaurants und Nachtlokale gebaut worden, erzählten mir Reisende aus der Heimat. «Du würdest Teheran nicht wiedererkennen», sagten sie. Dieser Satz traf mich jedes Mal wie ein Stich ins Herz. Meine Sehnsucht war so gross, dass ich fast jede Nacht davon träumte, in Teheran zu sein.

Ich träumte von dem Haus, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte, einem zweistöckigen Haus mit einem kleinen Garten davor und einem Teich, in dem rote und schwarze Fische schwammen. Rund um den Teich waren Blumen angepflanzt. Auch ein paar Obstbäume standen im Garten, darunter ein Granatapfelbaum, der im Frühjahr seine trichterförmigen roten Blüten hervorbrachte und bis zum Herbst mit dem Reifen seiner Früchte beschäftigt war. Den Stolz der Familie bildete aber eine Pappel, die höher reichte als das Dach des Hauses. Wie oft war ich mit anderen Jungs auf diesen Baum geklettert! Von seinen obersten Ästen aus konnten wir in das Haus unseres Nachbarn schauen und im Sommer, wenn Schulferien waren, heimlich die beiden Töchter beim Schwimmen beobachten.

Ich träumte von den Strassen und Gassen, auf denen ich mit anderen Kindern Fussball oder Räuber und Gendarm spielte. Damals gab es nur wenige Autos. Viele fuhren mit Droschken, was uns Kindern ein besonderes Vergnügen bereitete. Unbemerkt vom Kutscher sprangen wir hinten auf, fuhren ein Stück mit, bis der Kutscher uns bemerkte und mit Peitschenhieben und Flüchen verjagte.

Ich träumte von den Bergen im Norden der Stadt. Ihr höchster Gipfel, Damawand, ist über 5600 Meter hoch und selbst im Hochsommer bei über 40 Grad Hitze in der Stadt mit Schnee bedeckt; er bietet, umrahmt vom Blau des Himmels, dem Betrachter einen unvergesslichen Anblick und verleiht ihm ein Gefühl der Stärke. Fast jede Woche

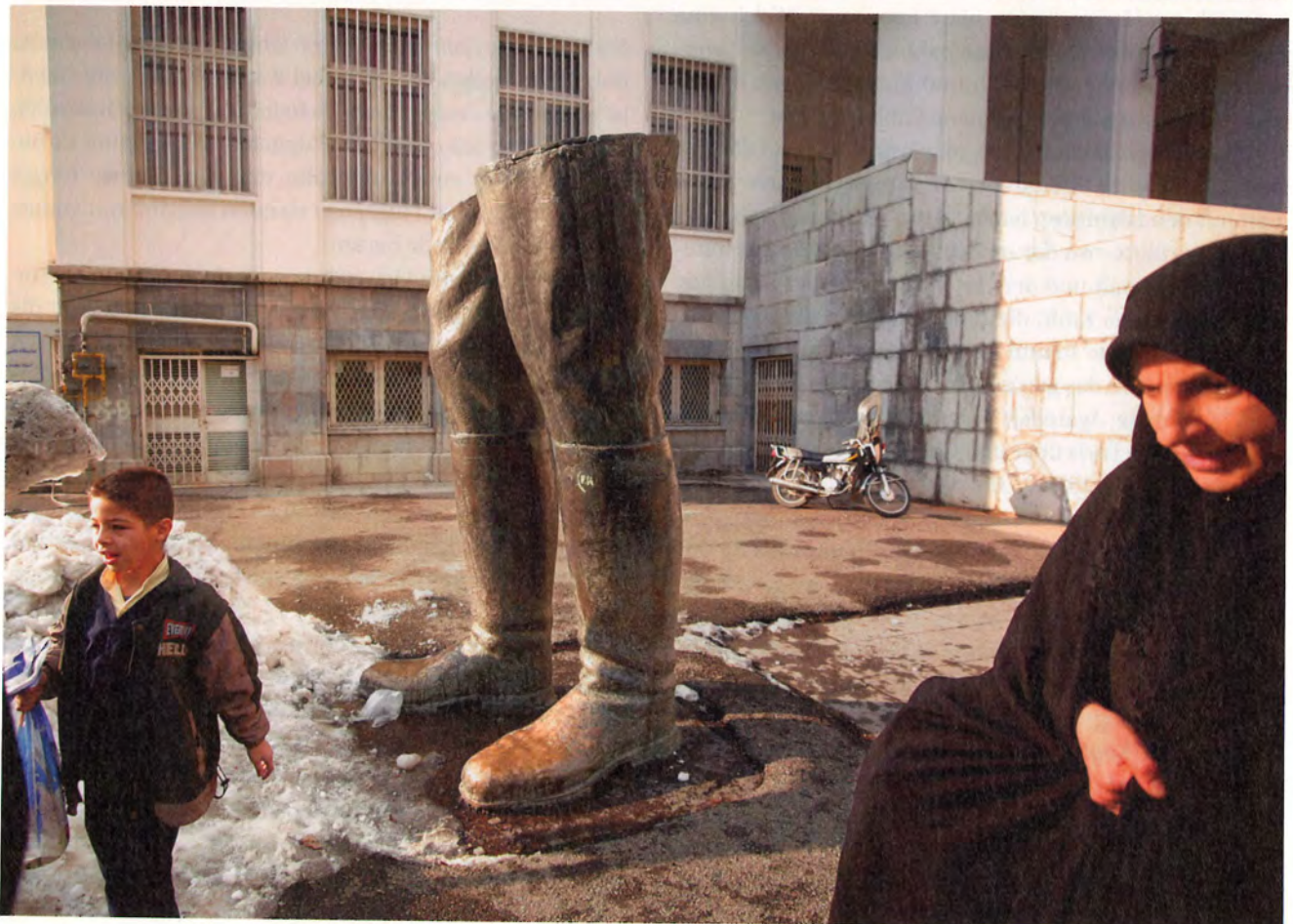
wanderte ich in den Bergen. Ich liebte diese Landschaft, diese aufregende Einsamkeit, in der die Zeit keine Rolle spielt und man die Ewigkeit spürt.

Hier kannst du Stunden um Stunden von Fels zu Fels und von Hügel zu Hügel klettern, du siehst kein Gras, keine Blume, keinen Baum. Eidechsen sitzen auf den Felsen und sonnen sich, Schlangen zischen an dir vorbei, die Felsen wechseln je nach Sonnenstand ihre Farbe, und plötzlich, völlig unerwartet, entdeckst du einen kleinen Brunnen, daneben zwei Bäume und vielleicht ein wenig Unkraut. Die Hitze hat dich ermüdet, du bist nassgeschwitzt, legst dich auf den Bauch, tauchst den Mund in das kühle Wasser und trinkst. Dann setzt du dich in den Schatten der Bäume, rauchst eine Zigarette, lauschst der Stille und weisst dich mit den Bergen einig, dass deine Probleme so winzig sind, dass du sie vergessen kannst.

So alt ist die Hauptstadt nicht. Zwar wird Teheran schon 942 in den Geschichtsbüchern als Ansiedlung mit Obstgärten erwähnt, in der die Einwohner unterirdisch in Gängen und Höhlen lebten, aber erst 1796 wurde die Stadt mit der Gründung der Kadscharen-Dynastie zur Hauptstadt erklärt. Seitdem hat sie viel erlebt: 1906 die konstitutionelle Revolution; ab 1925 die lange Diktatur des Gründers der Pahlevi-Dynastie, Reza Schah; 1951 die Volksbewegung unter der Führung von Mohammad Mossadegh zur Nationalisierung der Ölindustrie.

Ich erinnere mich gut an die grossen Demonstrationen von damals. Ich war elf Jahre alt, ging noch in die Grundschule, verteilte aber schon bei den Parlamentswahlen Flugblätter zugunsten der Liste Mossadeghs. Er war von 1951 bis 1953 Ministerpräsident und jagte die Briten, die über das iranische Öl herrschten, aus dem Land. Das Siegesfreudenfest gehört zu den schönsten Erlebnissen meiner Jugend. Mossadegh war der einzige Demokrat, der je in Iran regierte. Doch die Freude währte nicht lange. Ein CIA-Putsch brachte seine Regierung zum Sturz. Ich sehe noch vor mir, wie der Mob aus dem Süden der Stadt, begleitet von Panzern und Soldaten mit Maschinengewehren, «Nieder mit Mossadegh, es lebe der Schah!» skandierte und mit Messern und Ketten bewaffnet in den Norden zog. Sie stürmten das Rundfunkgebäude. Am 10. August 1953 um 14 Uhr erklang zu Beginn der Nachrichten die Schah-Hymne. Damit wurde jede Hoffnung auf Demokratie begraben, eine neue Diktatur übernahm für die nächsten fünfundzwanzig Jahre die Macht.

Mich schickten meine Eltern nach Deutschland. Ich sollte dort das Abitur machen, und, wie die meisten Iraner,



Bildnis des Ayatollah Khomeiny am Vanak-Platz. Monument der Kosakenstiefel des Reza Schah beim Saad-Abad-Palast.

die zum Studium ins Ausland gingen, Medizin oder ein technisches Fach studieren. Zum Entsetzen meiner Eltern entschied ich mich für Literatur und Philosophie. «Wie willst du damit deinen Lebensunterhalt verdienen?» schrieb mir mein Vater. 1960 promovierte ich über Brecht, kehrte dann nach Iran zurück und wurde Dozent für vergleichende Literaturwissenschaft an der Teheraner Universität. Aber mein kritischer Blick auf die Gesellschaft, der

Wir sangen Revolutionslieder und riefen nach jedem Lied: «Marg bar Schah!», Tod dem Schah!

Versuch, meine im Ausland gewonnenen Erkenntnisse umzusetzen, wurden mir zum Verhängnis: Kaum ein Jahr im Land, wurde ich zum Militärdienst gezwungen. Die folgenden anderthalb Jahre waren die schlimmste Zeit meines Lebens. Sie verwandelten den liberal denkenden Akademiker in einen Revolutionär. Nach fünfjährigem Aufenthalt verliess ich das Land.

Die Jahre vergingen. Allmählich begann ich die Hoffnung auf Rückkehr aufzugeben. Die Diktatur des Schahs schien von ewiger Dauer. Doch auf einmal, wie aus heiterem Himmel und scheinbar ganz aus sich heraus, entstand Mitte der 1970er Jahre eine Bewegung gegen die Diktatur, die sich innerhalb eines Jahres zu einem der grössten Massenaufstände der Geschichte entwickeln sollte. Endlich zeichnete sich am Horizont eine neue Epoche ab. Welch eine Freude, Welch ein Glück! Zwar nahmen islamische Gruppen an den Demonstrationen und Kundgebungen immer reger teil, aber das dämpfte meine Euphorie nicht.

Wie die meisten dachte ich, man müsse sich auf das Ziel konzentrieren, die Monarchie zu stürzen; danach würde man mit den Islamisten leicht fertig – ein unverzeihlicher Irrtum. Er rührte von der mangelnden Kenntnis der iranischen Gesellschaft und der Unterschätzung des Islam her, jener ungeheuren Kraft, die unter der Oberfläche schlummerte. Für diesen Irrtum zahlten nicht nur Linke und Liberale, sondern das ganze Volk einen hohen Preis.

1978 siedelte Ayatollah Khomeiny aus seinem irakischen Exil nach Paris über und übernahm von dort aus die Führung der Revolution. Ein islamischer Exot aus dem Morgenland im Herzen Europas! Es war eine Sensation. Keine Werbeagentur der Welt hätte die Propaganda für den Gottesmann besser inszenieren können: Unter einem Apfelbaum im Garten eines Hauses in Neauphle-le-Château sass der geistliche Würdenträger auf einem Perserteppich. Vor ihm knieten Hunderte seiner Jünger. Der ehrwürdige Alte mit dem langen weissen Bart, einem schwarzen Turban auf dem Kopf und einem weiten Umhang um die Schultern schaute über die Köpfe der Menge hinweg zum Himmel und verkündete mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger den Willen Gottes.

Sein Charisma stellte alle seine Begleiter in den Schatten. Er repräsentierte das Licht, die Weisheit und den Glau-

ben. Er war der Messias. Aus aller Welt pilgerten Iraner und Muslime nach Neauphle-le-Château, um dem Verkünder einer neuen Menschheitsepoche von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, seine Hand zu küssen und seine Befehle zu empfangen. Er kündigte das Ende der Diktatur an und forderte das iranische Volk auf, keine Opfer zu scheuen, um den Schah davonzujagen und die Tore zur Freiheit zu öffnen. Millionen folgten seinem Ruf.

Obwohl der Schah noch fest auf seinem Thron sass und seine Geheimdienstler und Soldaten noch wüteten, obwohl die Möglichkeit eines Militärputsches nicht ausgeschlossen war, hielt ich es nicht mehr aus. Revolutionen hatte ich bisher nur aus Büchern gekannt. Jetzt hatte ich die Gelegenheit, selber eine Revolution zu erleben, noch dazu in meiner eigenen Heimat. Ich wollte dabei sein, die Gefahren, Aufregungen und Freuden am eigenen Leib spüren. War es Abenteuerlust? Ein wenig schon.

Endlich, am 2. Januar 1979, sass ich in einer Maschine, die nach Teheran flog. Die Passagiere waren alles Iraner, die meisten Oppositionelle, die wie ich den letzten Akt, den Sturz des 2500-jährigen Königreichs, miterleben wollten. Wir sangen Revolutionslieder und riefen nach jedem Lied: «Marg bar Schah!», Tod dem Schah! Dieser Spruch war in Iran und auch unter uns im Ausland zum Ersatz für den normalen Gruss geworden. In den letzten Minuten vor der Landung konnte ich mich vor Aufregung kaum noch halten. Ein kurzer Blick auf Teheran, und die Maschine setzte auf dem Rollfeld auf. «Marg bar Schah!» riefen wir im Chor. Einige mahnten zur Vorsicht.

Nach vierzehn Jahren Exil betrat ich zum ersten Mal wieder iranischen Boden. Der Himmel war wolkenlos, die Nachmittagssonne warf ihren Schein auf den glitzernden Schnee. Man sah, dass der Flughafen nicht richtig in Betrieb war. Nur eine Landebahn war vom Schnee freigeschaufelt. Ein paar Flugzeuge standen einsam und verlassen auf dem Gelände herum.

Zwei Freunde und ich nahmen ein Taxi. In meiner Erinnerung gab es auf beiden Seiten der langen Strasse, die vom Flughafen in die Stadt führte, kaum ein Gebäude. Jetzt lag der Flughafen schon am Stadtrand. Links und rechts von der Strasse standen hässliche, teilweise noch unfertige Hochhausblöcke. Irgendwo dazwischen sah man eine grössere Fläche, auf der junge Kiefern angepflanzt waren. «Was ist das denn?» fragte ich. «Das soll ein Wald werden», antwortete der Taxifahrer mit einem spöttischen Lachen. «Und dahinter soll ein Stadion entstehen – ein Lieblingsprojekt des Schahs.»

Je mehr wir uns dem Zentrum näherten, desto grösser wurde mein Staunen. Mir schien fast alles fremd. Viele Strassen und Geschäfte waren neu. Aber es gab auch vertraute Bilder, die mir das sichere Gefühl gaben, nicht zu träumen, sondern tatsächlich in der Heimat zu sein: der chaotische Verkehr, die spielerische Fahrweise, das sinnlose Hupen. Auf den Gehwegen am Strassenrand standen Wagen, überhäuft mit Orangen, Mandarinen, Äpfeln, Nüssen, Mandeln und Süssigkeiten. Die Sonne war inzwischen

untergegangen, aber ganz dunkel war es noch nicht. Trotzdem hatten viele Strassenverkäufer ihre Gas- und Petroleumlampen angezündet und priesen laut ihre Waren an. Hektik spürte man keine. Die Leute standen diskutierend und gestikulierend in kleinen Gruppen beisammen oder flanieren auf dem Trottoir. Manche knabberten geröstete Melonenkerne und warfen die Schalen auf den Boden. Auffallend für mich, der gerade aus Deutschland kam, waren die vielen Kinder, die auf den Strassen spielten. Wie gelassen die Leute auf das unaufhörliche Hupen, die lauten Rufe der Verkäufer und die umherrennenden Kinder reagierten, dachte ich. Als wären sie im Urlaub an einer Strandpromenade.

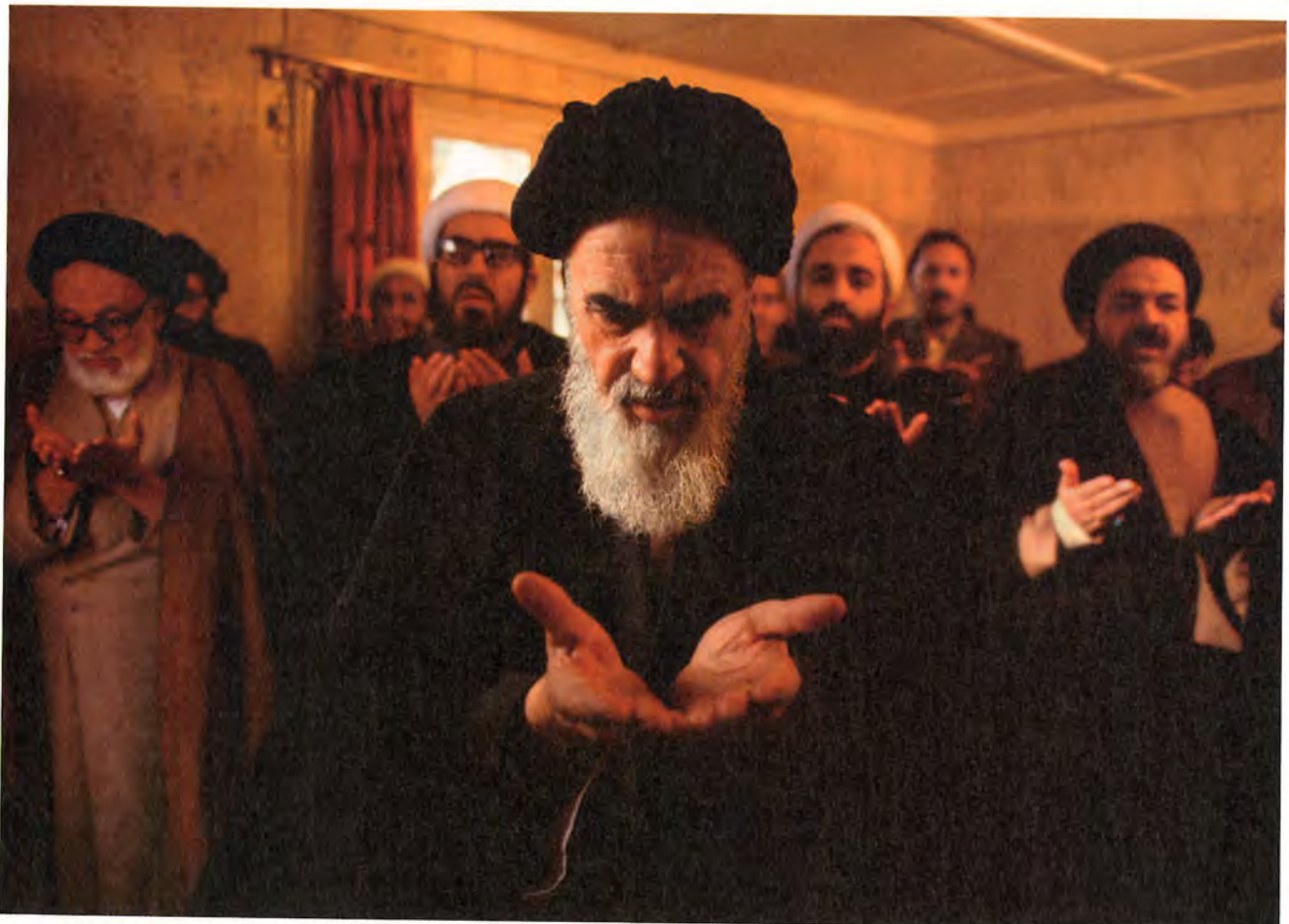
Dass in der Stadt gerade eine Revolution auf vollen Touren lief, war den Passanten nicht anzumerken. Aber nach einem Blick auf die Mauern und Häuserwände wurde man vom Gegenteil überzeugt. Farben- und phantasiereiche Bilder und Karikaturen schmückten das Strassenbild. Im Vorbeifahren konnte ich einige Sprüche lesen: «Die letzte Runde im Boxkampf, bald ist die Grossnase k.o.» (gemeint war der Schah), «Willst du den Schah sehen, zieh deine Hose herunter, und schau von hinten in den Spiegel.» Auf einer Karikatur sah man den Schah in Frauenkleidern in den Armen von US-Präsident Jimmy Carter.

An einer Strassenecke wurde auf offenem Feuer Fleisch am Spieß gebraten. Ich schlug vor, kurz anzuhalten und da zu essen. Die anderen rieten davon ab. Ich wusste nicht, in welchem Stadtteil wir uns befanden, hielt mich aber mit

Fragen zurück. Teils, weil ich den Leuten nicht auf die Nerven gehen wollte, teils aber auch, weil ich mich irgendwie schämte, meine Geburtsstadt nicht mehr zu kennen.

Endlich stand ich vor dem Haus meiner Eltern – eine Szene, von der ich jahrelang geträumt hatte. Sie hatten keine Ahnung, dass ich nach Hause kommen wollte. In der Wohnung brannte Licht. Zum Glück ist jemand da, dachte ich. Die Haustür stand offen, ich lief die Treppe hoch in den dritten Stock und klingelte. Die Tür ging auf. Meine Mutter stand vor mir. Sie schaute mich einen Augenblick an, vielleicht, um sich zu überzeugen, dass es keine Täuschung war. Dann fiel sie mir mit einem Schrei in die Arme.

Früher hatten meine Eltern im Zentrum der Stadt gewohnt, inzwischen waren sie nach Schemiran gezogen. Als ich Teheran verliess, war Schemiran, ein kleiner Ort im Norden, ein Erholungsort. Eine fast kerzengerade, breite, etwa zwölf Kilometer lange Strasse führte hoch zum Berghang. Auf beiden Seiten der Strasse waren Platanen angepflanzt. Zwei breite Bäche, in denen immer reichlich Wasser floss, trennten die Fahrbahn von den Gehwegen. Die Strasse mündete in einen grossen Platz, den Schemiran-Platz, der besonders in den Sommermonaten als Vergnügungszentrum diente. Schemiran liegt wesentlich höher als Teheran und ist darum vor allem abends kühler. So machten sich nach dem Sonnenuntergang die Teheraner mit ihren Kindern auf den Weg, suchten sich neben den Bächen einen günstigen Platz, breiteten dort ihre Teppiche



Ayatollah Khomeiny empfängt Anhänger im französischen Exil in Neauphle-le-Château, 1978.

und Mitgebrachtes aus. Viele hatten auch einen Samowar dabei und Holzkohle zum Grillieren. Die Wodka- und Bierflaschen stellten sie zum Kühlen in den Bach. Damals herrschte in Iran kein Alkoholverbot. Später am Abend sah und hörte man viele tanzen und singen.

Jetzt stellte ich erstaunt fest, dass Teheran längst über Schemiran hinausgewachsen und kilometerweit den Hang emporgeklettert war. Als ich am Morgen nach meiner Ankunft von der Dachterrasse über die Stadt blickte, kam Schemiran mir vor wie ein verlassenes Kinderzimmer, in

Vor den fensterlosen Lehmhütten und Blechbaracken sassen opiumsüchtige Männer und dösten vor sich hin.

dem Bauklötze, Legosteine und Puppenhäuser herumlagen. Ohne Ordnung, ohne Plan standen Hochhäuser und Villen in französischem, italienischem, amerikanischem, ja sogar japanischem Stil unvermittelt nebeneinander. Grosser Reichtum und kulturlose Verschwendungssucht hatten sich hier breitgemacht.

Als ich auf die Strasse ging, sah ich Geschäfte mit grossen Schaufenstern, in denen die neusten Waren aus Europa, sogar mit Preisschildern versehen, ausgestellt waren. Ein paar Schritte weiter gab es die echt persischen Obst-, Gemüse- und Lebensmitteläden, die ihre Waren auf dem Trottoir ausgebreitet hatten. Hier gab es keine Preisschilder. Selbst wenn man zäh feilschte und den Preis um zehn, zwanzig Prozent drückte, konnte man sicher sein, dass man übers Ohr gehauen worden war.

Ich fuhr mit einem Sammeltaxi zur Universität. Eine riesige Ansammlung von Menschen befand sich auf dem Campus und in den umliegenden Strassen. Angst und Freude zeigten sich auf den Gesichtern, Freude über die neusten Erfolgsmeldungen und Angst vor einem Militärputsch. Vor der Universität standen Hunderte von Verkäufern, die auf dem Gehweg Bücher zum Verkauf anboten, Bücher, deren Besitz oder Verkauf noch bis vor wenigen Wochen mit hohen Gefängnisstrafen geahndet worden war. Es herrschte ein grosser Andrang. Erstaunlich, was für Bücher in den Kellern der Buchhändler unentdeckt geblieben waren. Viele machten auch mit Raubdrucken ein gutes Geschäft. Ich fand verschiedene Ausgaben meiner eigenen Arbeiten, die unter mir unbekanntem Autorennamen erschienen waren.

Das Haus, in dem ich als Kind aufgewachsen war, befand sich in der Nähe der Universität. Die Strassen kamen mir viel kleiner vor, als ich sie in Erinnerung hatte. Als wäre ich ein Riese, der mit jedem Schritt einige Meter zurücklegte. Unser Haus stand nicht mehr, auch nicht die Pappel. Auf dem Gelände war eine Privatklinik gebaut worden. Doch das Haus unseres Nachbarn, dessen Töchter wir beim Schwimmen beobachtet hatten, befand sich noch dort, und zwar im selben Zustand wie damals. Ich zögerte, wollte klingeln, liess es aber sein und lief weiter, zum alten Stadtzentrum, das von der «Modernisierung» mehr oder

weniger verschont geblieben war. Die Geschäftsstrassen Istanbul, Naderi und Lalehzar mit Cafés, Restaurants, Theatern und Kinos hatten, nach der Menge der Passanten zu urteilen, ihren Reiz nicht eingebüsst. Mit Wehmut sah ich das Café Naderi, einst Treffpunkt der Schriftsteller und Intellektuellen.

Je weiter ich in den Süden kam, desto vertrauter war mir das Stadtbild: Das Parlament, der Kanonenplatz, das Postamt, das Aussenministerium, das Polizeipräsidium liessen die Geschichte der letzten 150 Jahre Irans wie einen Film vor meinen Augen ablaufen. Diesen Stadtteil könnte man als das Herz Alt-Teherans bezeichnen. Hier hatte sich kaum etwas verändert, das war die Stadt, die ich vierzehn Jahre zuvor verlassen hatte, die Stadt, die ich liebte.

Vorbei am Justizgebäude, das wie die meisten Gerichte dieser Welt eine besondere Kälte ausstrahlt, erreichte ich den Basar, den südlichsten Teil des alten Stadtzentrums. Farbenreich lagen die Waren auf beiden Seiten der schmalen, überdachten Wege. Überall wurde verkauft, gekauft und mit grösstem Vergnügen gehandelt. Da waren die Töpfer, die mit erstaunlicher Fertigkeit die Gefässe formten, die Goldschmiede, die kitschigen, aber schön glänzenden und glitzernden Schmuck herstellten, die Lederwarenstände, wo es so wunderbar nach echtem Leder roch. Auch die berühmten Esslokale, in denen man traditionell zubereiteten Reis mit Fleisch am Spiess essen konnte, hatten die Zeiten überdauert. Viele Bewohner aus dem Norden fuhren immer noch hierher, um echt persisch zu essen.

Hinter dem Basar begannen allmählich die Slums. Ein grauenhaftes Bild bot sich mir. Barfüssige, abgemagerte Kinder liefen im Dreck und im Schlamm herum, obwohl es Winter und kalt war. Vor den fensterlosen Lehmhütten und Blechbaracken sassen opiumsüchtige Männer und dösten vor sich hin. Frauen wuschen in einem schmutzigen Bach ihre Wäsche. Bettler und Kinder kamen auf mich zu und baten um Almosen. Was für ein Kontrast zu den modernen, von Parks und Gärten umgebenen Häusern im Norden, zu den modisch gekleideten Damen und Herren mit ihren herausgeputzten Kindern, die in den Cafés und Restaurants sassen! Zwei Welten: eine mit dem Glanz westlicher Zivilisation geschmückte Konsumgesellschaft und eine in der iranischen Tradition verhaftete, von Armut und Krankheit gezeichnete, vergessene Welt. Kann es zwischen diesen beiden Welten eine Versöhnung geben? dachte ich. Was würde geschehen, wenn die Revolution siegte?

Hier im Süden setzten alle ihre Hoffnungen auf Khomeiny. Sie vergötterten ihn. Jeden Abend, wenn der Mond aufging, glaubten Hunderttausende, sein Antlitz darin zu erblicken. Eines Abends sah ich im Süden eine Gruppe von Bettlern und Losverkäufern, die zum Mond schauten und von der überirdischen Macht ergriffen «Allah' o Akbar!» (Gott ist gross) riefen. «Siehst du ihn?» fragte mich einer. «Ja», sagte ich, «ich sehe ihn.»

Einige Tage nach meiner Ankunft nahm ich an einer Massenkundgebung auf dem Universitätsgelände teil. Mehr als hunderttausend Menschen standen dicht gedrängt. Auch die umliegenden Strassen waren überfüllt.

Ich hatte einen günstigen Platz neben der Tribüne und konnte von dort den ganzen Platz überblicken. Wie ein schwarzes Feld mit lauter kleinen Kuppeln sahen die Köpfe aus. Ein beeindruckendes, aber auch ein beängstigendes Bild. Es war zu erkennen, dass viele aus dem Süden der Stadt dabei waren, aus den Blechbaracken und Lehmhütten. Ich fragte mich, was sich in ihren Köpfen abspielte, welches Weltbild, welche Ideale sie hatten und wie sie sich die Zeit nach der Revolution vorstellten. Konnte ich mich damit identifizieren?

Am 16. Januar 1979 unterbrach um 13 Uhr 25 der Teheraner Rundfunk sein Programm und verkündete, soeben habe die kaiserliche Maschine mit dem Schah und der Kaiserin Farah an Bord den Flughafen Mehrabad verlassen. «Der Schah ist weg, der Schah ist weg!» rief einer, der ein Tran-

Was empfinden Sie in diesem historischen Augenblick?» fragte der Journalist. «Nichts», antwortete Khomeiny.

sistorradio in der Hand hatte. Wie ein Blitz schlug die Nachricht ein. Jubel brach aus, die Autos auf den Strassen begannen im Takt zu hupen, manche Fahrer hielten an, stiegen auf das Dach ihres Wagens und begannen zu tanzen. Blumenhändler schenkten den Passanten Blumen, vor den Häusern wurden Süßigkeiten verteilt, es wurde laut Musik gemacht, innerhalb kurzer Zeit entstand das grösste Fest, das Teheran je erlebt hatte.

Es war kurios, wie eine derart gefürchtete Macht einstürzte wie ein Kartenhaus. Rundfunk und Fernsehen wurden von den Aufständischen besetzt, Waffendepots geplündert, Gefängnisse gestürmt. Ich begab mich zum berüchtigten Evin-Gefängnis, dem Sinnbild des Grauens. Früher war ich gelegentlich daran vorbeigekommen. Wenn Schüsse fielen, stieg eine Schar von Raben krächzend auf, als wollten die Vögel der Stadt mitteilen, was hinter den Mauern geschah. Und nun hatte ich das grosse Glück, die Befreiung der Gefangenen mitzuerleben. Es war ein einmaliges Ereignis.

Plötzlich hatte die Freiheit das unüberwindbar scheinende Tor durchbrochen und die schlimmsten und brutalsten Züge der Diktatur enthüllt. Wir gingen durch die dunklen Gänge, betrachteten die Zellen. Welch unsagbare Verbrechen, welche Qualen hatten diese Räume miterlebt! In den Kammern lagen still und kalt die Folterinstrumente, die man vom Hörensagen kannte. Wer hätte sich in diesen Tagen vorstellen können, dass das Gefängnistor sich bald wieder schliessen würde und Zehntausende – auch Gefangene, die an diesem Tag befreit wurden – abermals hinter diesen Mauern gefoltert und hingerichtet würden?

Der Frühling der Freiheit war angebrochen. Der Hauptstadt stand noch ein grosses Fest bevor: die Ankunft Khomeinys, die immer wieder angekündigt und verschoben wurde. Hunderttausende hatten sich schon vor Tagen aus der Provinz auf den Weg in die Hauptstadt gemacht. Über-

all auf den Strassen hingen Bilder von Khomeiny und Spruchbänder, die ihn willkommen hiessen. Entlang der Route vom Flughafen zum Friedhof Beheschte Zahra, einer Strecke von 50 Kilometern, waren die Geschäfte und Häuser mit Blumen und farbigen Glühbirnen geschmückt. Fernsehen und Rundfunk steigerten durch die ständige Berichterstattung über Einzelheiten der Reise die Sehnsucht im Volk, den geistlichen Würdenträger zu empfangen.

Endlich war es so weit. Der Gottgesandte, Auserwählte, Schutzengel der «Barfüssigen und Habenichtse», der Führer der Revolution, kehrte in die Heimat zurück.

Der 1. Februar 1979 war ein schöner Tag. Eine hellblaue Kuppel überragte die Sechsmillionenstadt. Im Norden standen die schneebedeckten Berge und schauten herab auf die ungeheuren Massen, die am Vorabend oder während der Nacht aufgebrochen waren, um möglichst nah am Flughafen einen günstigen Platz zu finden. Kurz nach 9 Uhr wurde die Air-France-Maschine, eine Boeing 747, am Himmel gesichtet. «Du bist meine Seele, Khomeiny!» riefen die Massen. Manche weinten vor Freude. Es war, als sei Khomeiny der verborgene Imam, der Messias, der nach schiitischem Glauben zurückkehren und überall auf Erden Gerechtigkeit herstellen wird.

Oben in der Maschine führt ein Journalist ein Interview mit Khomeiny: «Ayatollah, Sie sind fünfzehn Jahre lang im Exil gewesen. Jetzt werden Sie von sechs, sieben Millionen Ihrer Landsleute erwartet. Was empfinden Sie in diesem historischen Augenblick?» fragte der Journalist. «Nichts», antwortete Khomeiny.

Es war bezeichnend, dass der Heimkehrer seine erste Rede an das Volk auf dem Friedhof Beheschte Zahra hielt. Hier lagen nicht nur gewöhnliche Tote, sondern auch die «Märtyrer» der Revolution. Zu ihrer Würdigung wurden täglich Prozessionen durchgeführt. Der Ayatollah schritt zum Podium. Sein Gesicht verriet keine innere Regung. Seine strengen Augen blickten niemanden an, schauten über die Köpfe der Menge hinweg. Je ruhiger und unbeteiligter er sich verhielt, desto mehr geriet die Masse ausser sich. «Du bist meine Seele, Khomeiny!» riefen sie ihm zu, und er hielt sie nicht einmal eines Blickes für würdig.

Schliesslich begann er zu reden. Alle hielten den Atem an, es herrschte Totenstille. Er sprach leise und undeutlich, gebrauchte grammatisch ungewohnte, ja oft falsche Formulierungen. Es war ohnehin gleichgültig, was er sagte. Die Massen folgten ihm, sie waren zu jedem Opfer bereit. Mich schauderte beim Anblick dieser Szene. Eine neue Zeit war angebrochen.

Ich hielt es drei Jahre aus. Im Dezember 1981 flüchtete ich abermals ins Exil. Seitdem habe ich Teheran nicht mehr gesehen.

Bahman Nirumand ist Journalist und Buchautor; er lebt in Berlin. Sein jüngstes Buch, «Iran. Die drohende Katastrophe», ist 2006 bei Klempner & Witsch erschienen.

Der Mann in der Windjacke

Er gibt sich als einer aus dem Volk, als erstes entfernte er die kostbaren Teppiche aus seinem Büro. Aber er liebt die Macht und ist in seinen imperialen Bestrebungen ein Erbe des Schahs. Die vielen Gesichter des iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadinejad. Von Rudolph Chimelli

«Ich werde euch zu Leutnants ernennen», sprach Präsident Mahmud Ahmadinejad am 11. Dezember 2006 zu den Studenten der Teheraner Amir-Kabir-Universität, die gerade sein Portrait verbrannt hatten. Dabei blickte er sie aus seinen schmalen Augen pöflich lächelnd an. Es war der erste Protest der einst aufmüpfigen Studenten, seit der radikale Islamist vor eineinhalb Jahren gewählt worden war. Zu Leutnants? Der Satz war eine sinistre Drohung. Iranische Leutnants tragen drei Sterne auf ihren Schulterklappen. Ein Student erhält für jeden Verstoß gegen die Regeln politischen Wohlverhaltens einen Stern in den Akten. Bei drei Sternen fliegt er von der Hochschule.

Es ist gar nicht so einfach, in Teheran ein Portrait des Staatshaupts zu finden. Er hatte bei seinem Amtsantritt untersagt, sein Bild in öffentlichen Gebäuden aufzuhängen. Das war eine von vielen Gesten, mit denen er zeigen wollte, dass er als Mann aus dem Volk auf Pomp und Protokoll keinen Wert legt. Seinen Wahlerfolg verdankte er vor allem der Tatsache, dass er in der Stichwahl gegen Ex-Präsident Rafsanjani stand. Dieser verkörperte für die Mehrheit der Iraner jene privilegierte und oft korrupte Klasse des hohen Klerus, die seit 25 Jahren das Land regierte. Rafsanjani ist der Reichste von allen. Seinem Clan gehören Unternehmen, Hotels, Immobilien, eine Fluggesellschaft. Wer immer auf der Welt Pistazien knackt, lässt Rafsanjani mitverdienen. Ahmadinejads Wahlversprechen lautete, er werde die veruntreuten Erdölmillionen zu den Armen umleiten.

Einmal an der Macht, liess er die kostbaren Teppiche aus seinem Büro entfernen. Den Saadabad-Palast des Schahs, welcher der Islamischen Republik als Quartier für Staatsgäste diente, gab er zurück an die Tourismusverwaltung. Seinen Ministern verbot er die Anschaffung gepanzerter Autos im Ausland, die pro Stück zwischen 250 000 und 455 000 Euro kosten. Das Staatsflugzeug, das seine Vorgänger dem Sultan von Brunei abkauften und bei Airbus in Toulouse neu einrichten liessen, benutzt er nicht. «Für Aristokraten ist kein Platz in meiner Regierung», verkündete er, «wir brauchen keine oberen Zehntausend.» Seine beige Windjacke ist zum Markenzeichen der Herrschaft einer neuen Klasse geworden. Doch an Selbstbewusstsein fehlt es Ahmadinejad nicht. «Den Präsidenten zu beleidigen, ist strafbar», warnte er kritische Abgeordnete im Parlament.

Als er noch Oberbürgermeister der Hauptstadt war, wohnte er auf 70 Quadratmetern in einem bescheidenen Dreizimmerhaus im glanzlosen Osten Teherans und fuhr einen dreissig Jahre alten Peugeot. Inzwischen ist er in den Norden der Metropole umgezogen, wo alles komfortabler ist und die Luft besser; aus praktischen Gründen, wie ge-

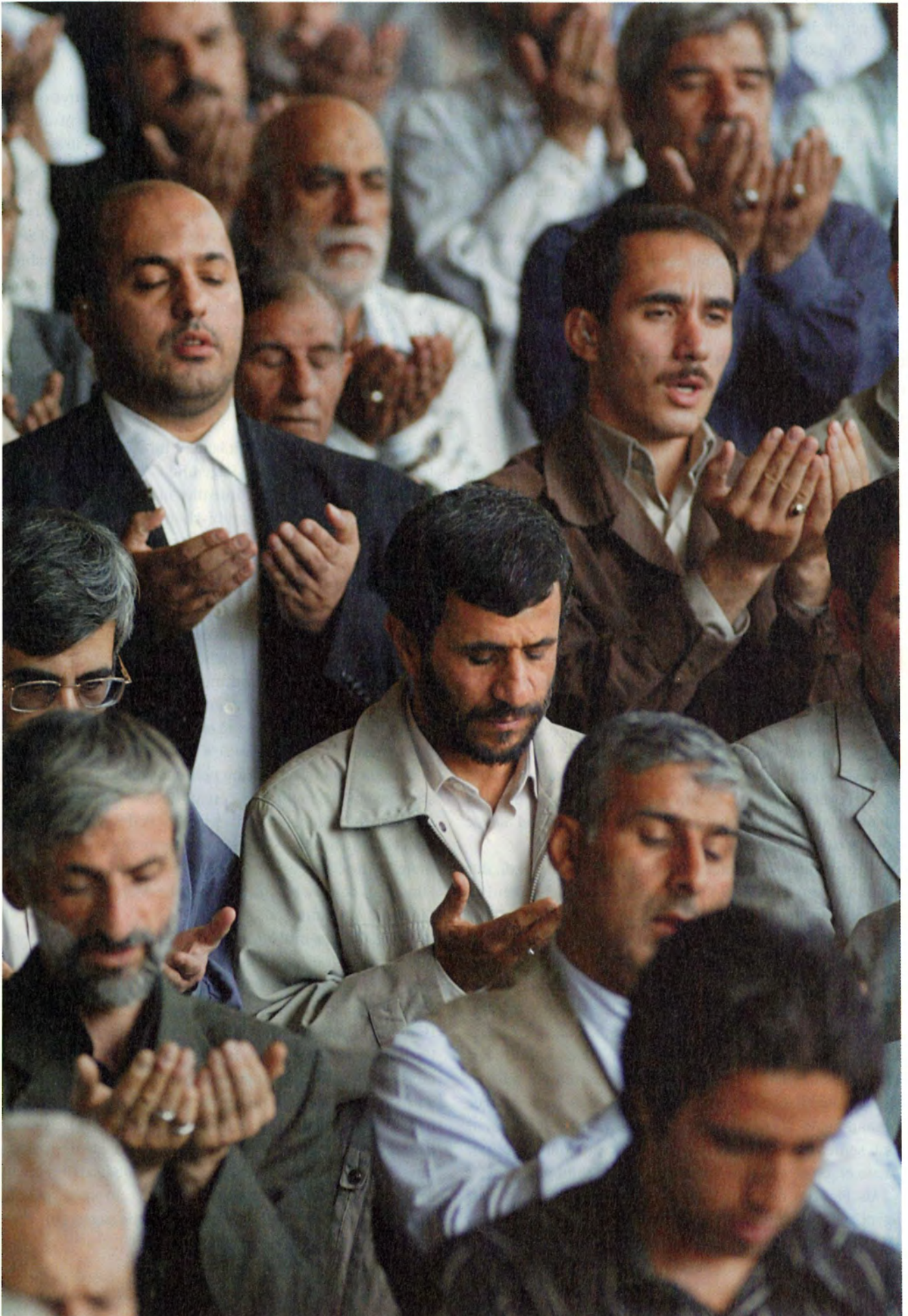
sagt wird. Die Räume in seinem neuen Haus sind fünf Meter hoch, der Innenhof ist von Arkaden umgeben. Zu einem der Paläste von Reza Schah, dem Vater des letzten Herrschers, ist es nicht weit. Doch noch immer trinkt der Präsident seinen Tee auf Kaschan-Teppichen am Boden sitzend. Zum Freitagsgebet in der Moschee, wo er sich neben dem Vorbeter niederwirft, fährt er in einem Nissan Patrol.

Ein Blick auf seinen Lebenslauf zeigt, dass sein Aufstieg schon früh begonnen hatte. Im staubigen, armen Garmsar, gut hundert Kilometer von Teheran, wurde Ahmadinejad – dessen Familie damals noch Sabarian hiess – geboren. Noch als er ein Kind war, zog die Familie nach Teheran. Der Vater, nach der offiziellen Biographie ein einfacher Schmied aus der Provinz, mauserte sich zum Inhaber eines kleinen Betriebs und verdiente mit Aufträgen im Baugewerbe so viel Geld, dass er seinen Sohn auf das teure, private Daneschmand-Gymnasium schicken konnte.

Der Zögling Ahmadinejad war strebsam. An einem privaten Sprachinstitut nahm er Extralektionen in Englisch. Fussball interessierte ihn mehr als Mädchen. Wenn gerempelt wurde, trat er dazwischen und forderte die Streithähne auf, zu beten. Die unter Iranern häufige Vorliebe für Poesie, Literatur oder Geisteswissenschaften ist beim Präsidenten niemandem aufgefallen – auch nicht bei seinen sechs Geschwistern, seinen drei Kindern und seiner Frau, die wie er ein Ingenieursdiplom in Mechanik hat, zusätzlich Erziehungswissenschaft studierte und unterrichtet. Eine öffentliche Rolle spielt sie nicht. Seine Schwester Parvin dagegen wurde im Dezember in den Teheraner Stadtrat gewählt.

Turbane sind selten in der Umgebung Ahmadinejads. Seine Vertrauten, mit denen er den Staatsapparat, die Hochschulen, die Medien, die öffentlichen Wirtschaftsunternehmen durchsetzt, sind Lichtjahre entfernt von der Lebenswelt der geistlichen Würdenträger, die vor ihm regierten. Die neuen Leute sind jung, aufgeschlossen für moderne Technik, politisch unerfahren, noch unverdorben durch Profitgier. Sie sind nicht die Kinder von Würdenträgern wie Rafsanjani oder Khamenei. Sie kommen von unten, aus dem vermögenslosen Kleinbürgertum, aus der armen Landbevölkerung, aus dem städtischen Proletariat. Sie kennen die Härten des Alltags im Land, die Arbeitslosigkeit, die Armut. Ihre politische Gruppierung nennt sich «Erbauer des islamischen Iran», kurz «Abadgaran».

Bis zu den Wahlen im letzten Dezember für den Expertenrat, der den geistlichen Führer wählt, und die Gemeindeparlamente sah es so aus, als gehörte den Abadgaran die Zukunft allein. Sie beherrschen Parlament, Justiz, Verwal-



Staatspräsident Mahmud Ahmadinejad (in der Windjacke) beim Gebet auf dem Campus der Teheraner Universität.

tung, Polizei, Geheimdienste und Streitkräfte. Und solange der geistliche Führer Ali Khamenei seine schützende Hand über Ahmadinejad hielt, konnten der und seine Leute viele ihrer Ideen verwirklichen, auch wenn sich Honoratioren brüskiert fühlten. Freilich nicht alle Ideen. Dass die Kopftücher der Frauen immer bunter werden und immer weiter nach hinten rutschen, wagten Ahmadinejads Radikale nicht zu verhindern. Und die offiziell verpönten Satellitenschüsseln wurden nur zum Teil demontiert und kehren stets aufs neue wieder zurück.

Inzwischen scheint Khamenei behutsam auf Distanz zu seinem Schützling zu gehen. Er kritisierte, dass die Regierung die Preise galoppieren lässt und dass die Wirtschaft nicht privatisiert wird. Eben wegen der wachsenden Unzu-

«Wir haben nicht Revolution gemacht, um eine Demokratie zu bekommen», lautet einer von Ahmadinejads Kernsätzen.

friedenheit im Volk wurden die Wahlen im Dezember zu einem Erfolg der gemässigten Konservativen und der Reformen. Rafsanjani, bei der Präsidentenwahl Ahmadinejad schmachvoll unterlegen, erhielt für den Expertenrat, der den Revolutionsführer bestimmt, die meisten Stimmen.

Viele Abadgaran waren wie der Präsident 1980–88 im Krieg gegen den Irak gewesen, bei den revolutionären Garden, bei der Volksmiliz, bei den Geheimdiensten. Aus ihren Reihen rekrutiert Ahmadinejad mit Vorliebe seine Helfer und Vollstrecker. Was er selber im Krieg tat, ist nicht genau bekannt. Gemunkelt wird von Kommandounternehmen und Geheimdiensten. «Wir haben nicht Revolution gemacht, um eine Demokratie zu bekommen», lautet einer seiner Kernsätze. Ganz selten gebraucht der Staatschef die offizielle Bezeichnung «Islamische Republik», in der ein Element von Volkssouveränität enthalten ist. Viel lieber spricht er vom «islamischen Staat».

Sein geistiger Ziehvater ist Ayatollah Mesbah-Yazdi, der reaktionärste der hohen Kleriker, dessen Hodschatijeh-Bewegung der Revolutionsführer Khomeiny verbieten liess, weil sie seine absolute Autorität über Staat und Gesellschaft in Frage stellte. Die Hodschatijeh propagieren die Vorbereitung auf die Rückkehr des zwölften Imams der Schiiten, der im 8. Jahrhundert auf der Flucht im irakischen Samara verschwand. Er gilt seither als «entrückt» und soll am Ende der Zeiten als «Mahdi» wiederkehren, um ein Reich der Gerechtigkeit auf Erden zu errichten. Im Präsidentenwahlkampf hatte Mesbah-Yazdi seinen Jünger Ahmadinejad als den «Erwählten des Mahdi» bezeichnet. Seit seinem Amtsantritt hat der Kult um den zwölften Imam einen gewaltigen Aufschwung genommen.

Als Figuren der Geschichte verehrt Ahmadinejad den ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel-Nasser, einen der Väter der Drittweltbewegung, aber auch Hassan al-Banna, den gleichfalls ägyptischen Begründer der Muslimbrüder, deren Führer Nasser aufhängen liess. Der eine steht als Vorkämpfer gegen die imperialistische Beherrschung der Nah-

ostregion. Die Muslimbrüder, die nach anfänglicher Zusammenarbeit gegen Nasser konspirierten, sind die Urzelle aller modernen fundamentalistischen Bewegungen.

Ahadinejad ist kein Konservativer, kein Bewahrer der Islamischen Republik in ihrer jetzigen Form. Er ist sprunghaft in seinen Entscheidungen, und weder zur Arbeitslosigkeit noch zur wirtschaftlichen Stagnation fällt ihm etwas ein. Jede zweite Woche reist er mit dem ganzen Kabinett in eine der Provinzen Irans, macht Versprechungen, verteilt Geld. «Seid ihr mit ihm zufrieden?» ruft er in die Menge und zeigt auf den Gouverneur, der neben ihm steht. «Nein!» schreit die Menge. Doch das bleibt folgenlos. In seinen politischen Äusserungen wird Ahmadinejad nicht selten zum Schwadronneur, der gern provoziert. Im Islam sieht er die Alternative zum heutigen Weltsystem, das von den USA dominiert wird und in dem Iran nicht aufgehen soll. Dafür braucht er einen Feind, Israel, und den Streit über den Ausbau des iranischen Atomprogramms.

Zwei Ziele verfolgt der Präsident mit Überzeugung. Erstens ist für ihn Iran durch Lage und Grösse zur regionalen Vormacht bestimmt. Er würde dies nie laut sagen, aber mit seiner Einschätzung der arabischen Nachbarn als Juniorpartnern – oder als Gegner – ist er ein Erbe der imperialen Positionen des Schahs. Schon der Kaiser sah sich als Polizist am Golf: Er half dem Sultan von Oman mit Truppen gegen marxistische Aufständische; er liess die Golfinseln Abu Mussa und Tamb besetzen, welche die Briten den späteren Vereinigten Arabischen Emiraten zugeschlagen hatten; er baute eine Landungsflotte, die noch heute bei Seemanövern Irans zum Einsatz kommt.

Zweitens will Ahmadinejad seine Macht ausbauen. Überall werden zu diesem Zweck Freiräume eingeschränkt. Kontrollen und Bspitzelung nehmen zu. In den Zeitungen steht fast nichts mehr. Die Zensur für Bücher und Filme ist schärfer geworden. Nur gerade ein Werk des Nobelpreisträgers Orhan Pamuk wurde ins Persische übersetzt, «Rot ist mein Name», aber es durfte bisher nicht verbreitet werden. Hinter all dem sieht die unpolitische Mehrheit der Iraner die Hand Ahmadinejads.

Seine Gegner murren, aber auf eine Revolution haben die Iraner keine Lust. Niemand dürfte in der Lage sein, Ahmadinejad mit Gewalt abzusetzen. Eine organisierte Opposition gibt es nicht in Iran, und die im Ausland operierenden Oppositionsgruppen haben in der Heimat keine Basis. Ob Ahmadinejad in zweieinhalb Jahren Aussicht auf eine Wiederwahl hat, ist jedoch zweifelhaft. Mit Sicherheit wird die gesellschaftliche Entwicklung über ihn hinweggehen. In seinem ersten Regierungsjahr wurde erstmals nicht die Sommerzeit eingeführt. Der Präsident folgte dem Argument der Orthodoxen, dass sich die Gebetszeiten nicht nach solchen Mätzchen richten dürften, und weigerte sich, die Uhr eine Stunde vorzustellen. Manche sagen von ihm, er habe sie um 26 Jahre zurückgestellt.

Rudolph Chimelli ist Islamexperte der «Süddeutschen Zeitung»; er lebt als Korrespondent in Paris. Seine Iranreportagen «Die Revolution mehrt ihre Kinder» sind 2000 als Buch im Picus-Verlag erschienen.

Mullah-Ökonomie

Die USA fordern ein Handelsembargo gegen Iran. China und Russland sind dagegen. Aber was würde ein Embargo gegen den Gottesstaat eigentlich ausrichten? Eine ökonomische Einschätzung der 12-Millionen-Metropole Teheran. Von Houshang Babai

In Teheran kam es letzten Herbst zum «Eiervorfall»: Der Preis für Eier verdreifachte sich innerhalb eines Monats. Die Regierung fürchtete Auswirkungen auf den gesamten Binnenmarkt und wollte ein Exempel statuieren: Sie befahl den Bauern, Eier an den Läden vorbei direkt an die Bevölkerung zu verkaufen, zu einem niedrigeren Preis als im Laden. Die lokalen Politiker – unter der Führung von Teherans Bürgermeister Mohammad-Bagher Ghalibaf – intervenierten und hinderten die mit Eiern beladenen Containerwagen daran, auf den Plätzen der Stadt zu parkieren. Mit dem in Teheran leicht verständlichen Hinweis: der Verkehr würde kollabieren.

Der «Eiervorfall» ist für Aussenstehende eine absurde Anekdote, er sagt aber viel aus über zwei Phänomene in Teheran: die katastrophale Verkehrssituation und das angespannte Verhältnis zwischen lokaler und nationaler Entscheidungsgewalt. Beide nutzen jede Möglichkeit, die Gunst der Bürger für sich zu gewinnen. Bürgermeister Ghalibaf war 2005 Präsidentschaftskandidat und der Rivale von Ahmadinejad.

Die Wirtschaft Irans liegt überwiegend in den Händen des Staates oder religiöser Stiftungen und ist geprägt von einem hohen Mass an Korruption und Schattenwirtschaft. Die mafiösen Stiftungen, die ursprünglich gegründet wurden, um den «Barfüssigen und Habenichtsen» zu helfen, kontrollieren heute einen Fünftel der iranischen Wirtschaft. Sie haben ihre Hand im Spiel bei der Öl- und Autoindustrie, sie besitzen ganze Städte, und sie beherrschen den Schwarzmarkt, der in Iran eine wichtige Rolle spielt. Sie importieren die meisten Waren zollfrei und zahlen keine Steuern.

Die Automobilproduktion ist einer der wenigen Industriezweige des Landes, die hohe Zuwachsraten aufweisen. Über eine Million Autos werden jährlich produziert, vor vier Jahren waren es noch 500000. Die meisten stammen von Iran Khodro, die neben den kleinen, aber robusten Peugeot 205 und 405 unter Lizenz von DaimlerChrysler auch Mercedes herstellt. Um die Bedürfnisse der schmalen, aber kaufstarken Oberklasse zu befriedigen, hat BMW nachgezogen und Showrooms in der Stadt eröffnet.

Der überwiegende Teil der in Teheran zirkulierenden – oder meist im Stau festsitzenden – Fahrzeuge ist einheimischer Provenienz. Aber das Benzin, mit dem die Autos betrieben werden, muss das Erdölland Iran importieren, da sich die Aufbereitung des Erdöls für den nationalen Markt nicht lohnt. Das eingeführte Benzin wird mit fast 10 Milliarden Dollar jährlich vom Staat subventioniert und zum

Preis von 8 Cents pro Liter verkauft. Dies ist eine von vielen Absurditäten in diesem von staatlichen Interventionen geprägten Wirtschaftssystem.

Die Preise zahlreicher Güter sind an den Ölpreis gekoppelt – mit der Folge, dass der im letzten Jahr stark gestiegene Ölpreis die Inflation anheizte, während die Löhne gleichblieben. Staatlicher Intervention – wie beim «Eiervorfall» – wird mit Skepsis begegnet. Das Verhältnis zwischen Bürger und Staat ist ambivalent. Vermittler zwischen beiden sind in geschäftlichen Dingen oft sogenannte Makler. Hamed T., ein 37-jähriger Doktor der Energieversorgung, hatte früher als Selbständiger viele Aufträge vom Staat. Bei Vertragsabschluss forderte der staatliche Betrieb ihn jeweils auf, eine offizielle Rechnung zu schreiben. Als Selbständiger war er aber nicht berechtigt, eine solche auszustellen. Also musste sich Hamed an einen Makler wenden, der, gegen eine Courtage und eine prozentuale Beteiligung am Erlös, den Kontakt zu einer Firma herstellte, die zwar keine Ahnung vom Gegenstand des Arbeitsverhältnisses hatte, aber berechtigt war, «offizielle» Rechnungen auszustellen.

Die Makler in Teheran haben, anders als in der westlichen Welt, keine Lizenz, sie haben oft nicht einmal ein Büro. Aber sie verdienen gut an der turbulenten Marktsituation in Teheran.

Teheran ist eine Stadt mit 12 Millionen Einwohnern, und Missmanagement ist eines ihrer unverkennbaren Merkmale. Obwohl es einen dringenden Bedarf an genauen statistischen Daten gibt, sind die publizierten Zahlen ein Witz. Ökonomen warnen seit langem davor, dass sie in keiner Weise der Realität entsprechen. Wichtige Indikatoren, etwa die Arbeitslosenzahl, werden gar nicht publiziert. Vorsichtige Schätzungen des Westens sprechen von 12 Prozent Arbeitslosigkeit, immer wieder wird auch die Zahl von 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit in der Stadt kolportiert. Verlässliche Angaben fehlen auch zu den einzelnen Sektoren der Wirtschaft sowie über die Zahl der Betriebe. Die MPRO (Iran Management and Programming Organization), verantwortlich für Budgets, Kredite und Entwicklungshilfe im Land, vergibt an über 2500 staatliche Unternehmen Gelder, die in keiner Statistik auftauchen. Die jüngsten Zahlen über die in der Stadt ansässigen Unternehmen sind noch verwirrender: Die MPRO behauptet, es gebe 6047 staatliche Unternehmen und 102457 sogenannte inoffizielle Unternehmen, die man also dem privaten Sektor zurechnen würde.

Die wichtigsten Industrien Irans sind Öl- und Gasförderung, Ölraffinerie, Textilherstellung, Chemie, Autoproduk-



Herz der Teheraner Wirtschaft: Stände auf dem Tajrish-Basar.

tion. Es gibt auch traditionelles Handwerk wie Teppichknüpfen und Töpferei. Die ökonomisch grösste Einheit bildet aber die NIOC (National Iranian Oil Company), eine der vier wichtigsten Ölfördergesellschaften der Welt. Ihr Vorstand besteht aus Ministern der Öl-, Elektrizitäts-, Minen- und Industriedepartemente. Das gesamte Unternehmen ist staatlich kontrolliert.

Das marktwirtschaftliche Herz Teherans ist der Basar. Auf einem riesigen Areal bewegen sich Tausende von Menschen zwischen den unzähligen Ständen auf der Jagd nach einem Schnäppchen. Auf dem Basar kann man davon aus-

Ein Teil des eingeführten und vom Staat subventionierten Benzins wird ins Ausland (Pakistan, Indien, Türkei) geschmuggelt und dort für ein Mehrfaches verkauft.

gehen, alles zu finden – wenn man lange genug danach sucht. Was die Qualität angeht, gilt das alte persische Sprichwort: «Je mehr du zahlst, desto besser ist die Ware.» Nach einer langen Suche auf dem Basar wird der Käufer aber vor allem frustriert feststellen, dass es 40-Watt-Glühbirnen von dem deutschen Hersteller Osram gibt, die nicht zu unterscheiden sind von den iranischen Glühbirnen, die ebenfalls das deutsche Label tragen.

Die schlechte Qualität vieler iranischer Erzeugnisse hat den Weg geebnet für Importe. Politisch oder moralisch unbedenkliche Massenwaren wie Spielzeug, Werkzeuge und Kleidung kommen heute zunehmend aus China. Die Teheraner Textilgewerkschaft geht davon aus, dass 70 Prozent der auf dem Teheraner Basar angebotenen Textilien aus China stammen.

Marken wie Nike, Benetton oder RayBan findet man in den Einkaufsbezirken der Oberschicht. Einheimische Modelabels gibt es nicht, da die Hauptzielgruppe der Designer – Frauen – aufgrund der islamischen Kleidervorschriften für die Teheraner Produzenten nicht interessant ist. Die Regierung hat in den letzten Jahren zweimal Modeschauen für islamische Bekleidung organisiert mit dem Ziel, einen islamischen Modemarkt aufzubauen. Die farbenfrohen, aber ultrakonservativ geschnittenen Kleider waren in der ausländischen Presse ein grosses Thema, für die skeptischen Teheraner aber wirkten sie wie ein schlechter PR-Gag; von den potentiellen Kunden hatten die einen kein Geld, die anderen hatten so viel Geld, dass sie lieber bei Gucci kauften, und die dritten, die wirklich Frommen, hielten die Versuche der Regierung für frevelhaft.

Da es keinen Markt für Mode gibt, haben die meisten iranischen Hersteller in den letzten Jahren ihre Betriebe schliessen müssen. Gewinner der Krise sind die Importeure, die ausländische, von der Regierung akzeptierte Produkte wie Stoffe und einfache muslimische Kleidung an den Detailhandel transferieren, und die Bazari, die traditionellen Händler auf den Basaren, die sich gegen wirtschaftliche

Reformen stemmen: Sie kontrollieren, von den Mullahs geduldet, den Schmuggel von Alkohol und Pornographie.

Hooman H., ein verheirateter 24-jähriger Absolvent der Teheraner Azad-Universität mit einem Master in englischer Literatur, arbeitet für den Staat. In welcher Funktion, darf er nicht sagen. Sein Gehalt – umgerechnet rund 900 Dollar – reicht aus, um die Studienschulden abzuzahlen. Er arbeitet zwölf Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Er hat keine Versicherung, keinen Arbeitsvertrag, keinen Kündigungsschutz.

Hooman ist keine Ausnahme. Viele der gut ausgebildeten Hochschulabsolventen haben Schwierigkeiten, eine Anstellung zu finden. Sie suchen Jobs im privaten Sektor, da die staatlichen Betriebe nur selten und zu schlechten Konditionen einstellen. Die meisten von Hoomans Kommilitonen müssen sich mit Minderqualifizierten um Tagelöhnerjobs wie Pizzakurier, Übersetzer oder Buchhalter streiten. Selbständige werden geduldet, wenn sie sich in «ungefährlichen» Wirtschaftszweigen bewegen, jedes renditeträchtige Segment aber unterliegt der Kontrolle des Staats.

Auch das traditionelle Handwerk befindet sich in einer Krise: Abbas ist 30, arbeitet als Zimmermann sechs Tage pro Woche und verdient doch zu wenig, um eine Familie zu gründen. Er ist gezwungen, bei seinen Eltern zu leben – je älter er wird, desto unwahrscheinlicher ist eine Heirat. Und seine Eltern werden dereinst erwarten, dass er sie finanziell unterstützt.

Wie kommt es in einem dank seinem Öl so wohlhabenden Land zu einer so verzweifelt schlechten Arbeitsmarktsituation? Ein Grund, neben der chaotischen Wirtschaftspolitik, ist zweifellos die rasante Zunahme der Bevölkerung. In den Jahren nach der Revolution wurden die Iraner aufgefordert, «die Bevölkerung zu vermehren». Das haben sie getan: In den 30 Jahren seither hat sich die Bevölkerung mehr als verdoppelt, von rund 30 Millionen Menschen auf fast 70 Millionen. Nun drängen die Babyboomer auf den Arbeitsmarkt.

In Teheran spürt man zudem die Auswirkungen der massiven Landflucht: Die unter dem Schah durchgeführte Landreform hat bis heute zur Folge, dass viele vom Ertrag ihrer Äcker nicht leben können und in die Stadt ziehen. Viele Teheraner sind eigentlich Bauern, ein grosser Teil der Landflüchtigen stammt aus der iranischen Provinz Aserbeidschan. Sie leben im Süden der Stadt, der Hochburg der Ahmadinejad-Anhänger.

Mandana B., 32, fährt einen BMW und lebt in der Jordan Avenue im reichen Norden der Stadt. Die Architektin vergnügt sich im Nachtleben und pflegt einen lockeren Umgang mit Geld. Ihr Vater ist Zahnarzt, sie müsste gar nicht arbeiten. «Mein Vater bezahlt meine Rechnungen», sagt sie. Die Reichen in Teheran sind die gut ausgebildeten Chirurgen und Anwälte sowie die Mullahs und ihre zivilen Parteigänger, die im Öl- und Gasgeschäft, in der Autoindustrie, in der Immobilienbranche, aber auch im Drogenhandel und im Schmuggel tätig sind.

Jährlich werden in Iran Waren im Wert von Milliarden Dollar ein- und ausgeführt, ohne dass darauf Zoll- und Steuerabgaben erhoben werden. Unglaublich, aber wahr ist auch, dass ein Teil des eingeführten und vom Staat subventionierten Benzins wieder ins Ausland (nach Pakistan, Indien oder in die Türkei) geschmuggelt und dort für ein Mehrfaches verkauft wird. Seit Ahmadinejad an der Macht ist, verdient die Organisation der Revolutionswächter den grössten Teil an diesen Geschäften.

Wer heute viel Geld hat, kann sein Vermögen mit Spekulationen leicht vermehren. Am beliebtesten sind in der rasant wachsenden Stadt Investitionen in Immobilien. Allein seit dem Amtsantritt Ahmadinejads sind die Immobilienpreise in der Stadt um 20 bis 40 Prozent gestiegen. Das Problem der Teheraner Oberschicht sind die beschränkten Möglichkeiten, öffentlich einen luxuriösen Lebensstil zu führen. Da das Vergnügungsangebot bescheiden ist, wird das Geld vor allem bei privaten Parties und auf Auslandsreisen verprasst.

Es gibt einen tiefen Graben zwischen Arm und Reich. Das lasche iranische Steuerrecht – es gibt praktisch keine Verfolgung von Steuerhinterziehung – fördert das Wachsen der sozialen Kluft. Der reiche Norden und der arme Süden bilden zwei getrennte Wirtschaftskreise. Der eine importiert luxuriöse BMW, der andere verkauft billige Eier. Die Armen sind kaum in der Lage, die 10-Dollar-Rechnung für

die monatliche Nutzung von Wasser, Telefon und Elektrizität zu zahlen, während die Reichen 400 Dollar allein für einen Abend mit Freunden ausgeben. Ganze Familien hungern im Süden Teherans, während die Reichen im Norden nicht wissen, wohin mit dem Geld. Berührungspunkte gibt es höchstens, weil arme Frauen aus dem Süden als Hausangestellte im Norden arbeiten.

Noch ist in Teheran niemand besorgt über das drohende Handelsembargo, das auf internationalem Parkett diskutiert wird. Man kauft und verkauft Waren und Dienstleistungen, ohne sich gross um die Zukunft zu scheren. Diese Gelassenheit könnte bald verfliegen, denn die Iraner haben sich in den Jahren seit dem ersten Golfkrieg an ungewöhnlich hohe Importe gewöhnt. Während die Exporte bei rund 60 Milliarden Dollar liegen dürften (80 Prozent davon entfallen auf das Erdöl, das vor allem an Japan und China geliefert wird), schätzt der IWF den Wert der importierten Güter (sie kommen vor allem aus Deutschland, China und den Vereinigten Arabischen Emiraten) auf 70 Milliarden Dollar. Ein Embargo hätte verheerende Folgen.

Houshang Babai ist freier Journalist in Teheran.

Übersetzung: Mikael Krogerus.



CHF 4750.-*
PREISVORTEIL!
4.4% LEASING AB CHF 425.-/MT.

SO SCHÖN KANN SPAREN SEIN.

DER VOLVO V50 STOCKHOLM.

Volvo. for life



EXKLUSIVES IST BEIM SONDERMODELL VOLVO V50 STOCKHOLM BEREITS INKLUSIVE: BI-XENON-SCHEINWERFER, LEICHTMETALLFELGEN, SITZHEIZUNG VORN, SPORTLENKRAD, AUDIO-SYSTEM MIT MP3-CD-PLAYER UND VIELES MEHR. DAZU BIETEN WIR IHNEN ATTRAKTIVE EINTAUSCHANGEBOTE UND PAKETE FÜR BUSINESS-KUNDEN – JETZT BEI IHREM VOLVO VERTRETER ODER UNTER WWW.VOLVOCARS.CH

STOCKHOLM ist auch für den Volvo S40, Volvo S60, Volvo V70 und Volvo XC70 erhältlich. Bestellschluss: 14. 4. 2007.

* Unverbindlicher Nettopreis für das Sondermodell Volvo V50 STOCKHOLM 1.6: CHF 37 000.-, 100 PS (74 kW), Treibstoff-Normverbrauch gesamt (nach Richtlinie 1999/100/EU): 7.2 l/100 km, CO₂-Emissionen: 171 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: C, Volvo Swiss Premium® (Gratis-Service bis 100 000 km, Garantie bis 3 Jahre), Volvo Car Finance Leasingangebot CHF 425.-/Mt. inkl. 7.6% MwSt., Laufzeit 48 Monate, Effektiver Jahreszins 4.4%, Anzahlung 15% vom Listenpreis, Kautions CHF 3000.-, 10 000 km pro Jahr, zusätzliche Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt.



«Apokalyptische Theatralik»

Wie religiös sind die Iraner? Sind sie Antisemiten? Welche Rechte haben Frauen? Wie gefährlich ist Ahmadinejad? Der Iranexperte Bert G. Fragner antwortet. Von Daniel Weber

Herr Fragner, Sie kennen Teheran sehr lange. Was fällt Ihnen heute am meisten auf, wenn Sie die Stadt besuchen?

Als ich 1962 als Student zum ersten Mal da war, hatte Teheran weniger als 2 Millionen Einwohner. Heute sind es mit dem Grossraum mehr als 12 Millionen. Da fallen natürlich die vielen neuen Quartiere auf, die entstehen – nicht nur im Norden, wo die Stadt seit ihrer Gründung vor allem gewachsen ist. Und dass es keine Slums mehr gibt. In den 1960ern habe ich diese «Favelas» im Süden der Stadt noch erlebt. Oft hausten die Leute auch in Baugruben neben den Strassenbaustellen.

Ist die Armut heute verschwunden?

Es gibt viele arme Menschen, aber nicht mehr diese abgewrackte Form der Existenz im Slum. Das ist sicher eine der Leistungen der Islamischen Republik: Die öffentliche Fürsorge hat zugenommen. Die Aufmerksamkeit für kommunale Fragen ist viel höher geworden. Damit hat sich früher niemand beschäftigt, heute ist es ein Thema.

Ist auch das Amt des Bürgermeisters wichtiger geworden?

Ahadinejad wäre ohne sein Bürgermeisteramt nicht Staatspräsident geworden. Schon sein Vorgänger als Bürgermeister Teherans, der zuvor Bürgermeister von Isfahan gewesen war, war eine legendäre Figur: sehr populär, sehr liberal, sehr zugänglich für die Leute und ihre Sorgen. Er stolperte jedoch über eine Korruptionsgeschichte, sass einige Zeit im Gefängnis und bekam dann Politikverbot.

Aber letztlich hat ja der Präsident wenig zu sagen. Über allem steht der Revolutionsführer Ayatollah Khomeini, das religiöse Oberhaupt der Islamischen Republik Iran.

Die Funktion des Revolutionsführers ist eigentlich nicht aus den religiösen Traditionen abzuleiten, sie ist eine Innovation Khomeinys. In der schiitischen Theologie ist die Legitimität von Herrschaft sehr wichtig. Eigentlich steht sie

nur dem entrückten zwölften Imam zu, der sozusagen der Herr dieser Welt ist.

Was hat es mit diesem zwölften Imam genau auf sich?

Er wird von den Schiiten als historische Persönlichkeit verstanden, die als Kind im Jahr 873/74 aus der stofflichen Welt entrückt wurde. Die Imamswürde steht ihm bis heute zu, als einem Nachkommen einer bestimmten Linie von Imamen, die zurückgeführt wird auf Mohammeds Schwiegersohn Ali. Der zwölfte Imam wurde in die «Verborgenheit» entrückt, in der er bis heute existiert. Er ist also nicht gestorben und gilt als der eigentliche legitime Herrscher dieser Welt beziehungsweise als Führer der rechtgläubigen Muslime. Wenn das Jüngste Gericht naht, wird er als «Mahdi» (Messias) zurückkehren und ein Reich der maximalen Gerechtigkeit errichten.

Und was geschieht, bis es so weit ist?

Solange er nicht als Messias wiedergekehrt ist, ist jede andere Herrschaft nur bedingt legitim. Aber was der zwölfte Imam will, steht nirgends geschrieben. Darum muss man sich als Gläubiger an die Theologen halten, an die Rechtsgelehrten...

... die in der Revolution 1979 selber die Macht übernommen haben.

Wenn die weltliche Herrschaft keine gute ist, muss man sie kritisieren und zurückweisen. Das gehört zur theologischen Tradition. Daraus hat Khomeiny abgeleitet: Wir sollten nicht einfach dasitzen und tatenlos dem Tun des Schahs und der Regierung zuschauen. Wir sind eigentlich die am ehesten legitimen Herrscher.

Politik als Fortsetzung der Religion mit anderen Mitteln?

Das Ganze ist auf Flexibilität angelegt: Die theologischen Vorbilder sind die Grossayatollahs.

Zählt der Revolutionsführer auch dazu?

Der Revolutionsführer ist laut Verfassung der politische Führer mit besonderen religiösen Attributen, er muss nicht Grossayatollah sein. Khomeini geniesst ein hohes Ansehen als einstiger Oppositioneller gegen den Schah, aber die heute führenden Ayatollahs halten sich theologisch für höherrangig. Die Grossayatollahs sind jedoch als Vorbilder nur so lange verbindlich, wie sie leben. Wenn sie tot sind, müssen neue Vorbilder her. Es werden also keine Dogmen errichtet, die mit der Zeit das reale Leben überwuchern. Dadurch ist die theologische Reflexion grundsätzlich offen für Modernität und Säkularität.

War es nicht der Schah, der für die säkulare Gesellschaft und den modernen Nationalstaat eintrat?

Es ist etwas komplizierter: 1906 wurde – übrigens nach dem Muster der belgischen Verfassung – im Parlament eine Verfassung beschlossen, die breite Unterstützung hatte.



Bert G. Fragner, Professor für Iranistik, ist seit 2003 Direktor des Instituts für Iranistik der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Fragner wurde 1941 in Wien geboren. Stationen seiner wissenschaftlichen Karriere waren Freiburg i. Br., Beirut, Wien, Berlin und Bamberg. 1965–69 lebte er erst als Universitäts-Stipendiat, dann als Deutschlehrer in Teheran; er hat die Stadt seither regelmässig besucht. 1984 begleitete er als Dolmetscher den deutschen Aus-

senminister Hans-Dietrich Genscher bei seinem ersten Staatsbesuch in Iran nach der Revolution. Fragner wurde für seine wissenschaftliche Arbeit mehrfach ausgezeichnet. 2004 wurde er Mitglied der «Middle East Security Task Force» des EU-Instituts für Sicherheitsstudien in Paris.



Die Teheraner Jugend verabredet sich in den Parks der Stadt.

Aber sie wurde nie dauerhaft wirksam. Der Schah setzte sie nach 1925 ausser Kraft. Er regierte im autoritären Stil eines Caudillos, gegen die bürgerlichen Rechte setzte er die Macht des Militärs. Freilich gab es in seiner Diktatur eine ganze Reihe von Massnahmen, die das Land modernisieren sollten.

1936 wurde zum Beispiel der Schleier verboten.

Diese sogenannte Entschleierung war damals gar nicht durchsetzbar gewesen. In den 1960er Jahren war der Tschador auf dem Land gang und gäbe. In Südteheran, wo ich

Aus Ahmadinejads Sicht ist Israel eine amerikanische Marionette im Kampf gegen das Recht der Palästinenser auf ihre Heimat.

seinerzeit arbeitete, trugen weit mehr als 90 Prozent der Frauen den Schleier. Im Norden der Stadt war das natürlich anders. Dort zeigte sich sehr deutlich die Modernisierung, genauer: Amerikanisierung, die der Schah forcierte. Als ich aus Österreich nach Teheran kam, war da alles präsent, was ich bis dahin nur aus amerikanischen Filmen gekannt hatte. Ich kam mir im Norden der Stadt vor wie in Chicago.

Was ging dann schief in der Entwicklung des Landes?

Es gab kein Vertrauen in diesen Staat. Seit dem Staatsstreich von 1953 gegen Mossadegh, der die Ölindustrie verstaatlicht hatte, war der Schah in den Augen der meisten Iraner eine Marionette der CIA. Wer es sich leisten konnte, machte die Modernisierung mit, aber begeistert hat sich kaum jemand für das Regime. In den 1970ern geriet es in eine ökonomische Krise, war zusehends isoliert. Widerstand kam aus verschiedenen politischen und religiösen Lagern.

Nach der islamischen Revolution von 1979 war es mit der Modernisierung vorbei.

Khomeiny setzte Symbole dagegen. Und zwar im wesentlichen zwei: Erstens das Alkoholverbot. Alkohol wurde als Laster der Reichen – die sind modern und saufen Whisky – gezeißelt. Dass die Mittelständler seit zwei, drei Generationen überzeugte Wodka- und Biertrinker waren, wurde unterschlagen. Zweitens die Kleidervorschriften: Die öffentliche Sichtbarkeit des Erotischen und Sexuellen musste verschwinden, die Frauen wurden eingehüllt. Beides waren populistische Massnahmen. Der Zwang zur Verhüllung richtete sich gegen eine Minderheit der Frauen, von einer Mehrheit wurde er gutgeheissen.

Tiefer ging die Islamisierung nicht?

Eine chaotische Stadt wie Teheran kann man nicht islamisieren. Es können nur Zeichen gesetzt werden.

Aber es heisst doch immer, die Reformer in Iran würden von den Geistlichen zurückgebunden. Wie Khatami, der von 1997 bis 2005 Präsident war.

Khatami wurde von den Institutionen, etwa den Gerichten, nur sehr bedingt unterstützt. Problematisch war aber vor allem, was jenseits der Legalität geschah: dass Schlägerbanden aus dem Umfeld der Revolutionswächter im Namen des Glaubens Leute bedroht, ja umgebracht haben.

Wie kann der Präsident – als institutionell schwache Figur – Einfluss nehmen?

Er muss sich seine Lobby schaffen – und das kann er nicht, ohne zu taktieren. Wenn er seine Minister ernennt, muss er schauen, dass auch der Wächter sie akzeptiert. Das ist das vom Revolutionsführer und vom Obersten Richter ernannte Gremium, das dafür sorgt, dass die Parlamentsbeschlüsse religionsrechtlich akzeptabel sind und dass gegen die Kandidaten für politische Ämter aus religiöser Sicht nichts vorliegt. Da kommt es natürlich ständig zu Machträngeleien, bei denen nicht die Religion ausschlaggebend ist, sondern Nepotismus, Begünstigung – wie das halt bei allen autoritären Herrschaftsformen gang und gäbe ist.

Wurde der gegenwärtige Präsident, Ahmadinejad, nicht gewählt, weil er besonders religiös ist?

Ahmadinejad hat nicht in erster Linie religiös argumentiert, sondern sozialpolitisch und nationalistisch. Seine Themen waren Arbeit, Wohnen, Wirtschaft und soziale Gerechtigkeit. Er ist ein Populist, der die zentralen Probleme benannt hat.

Für Aufregung sorgt er vor allem mit seiner Aussenpolitik. Welchen Stellenwert haben seine Äusserungen zum iranischen Atomprogramm?

Der Mann ist ein Taktiker, er setzt alles daran, seine eigene Position zu stärken. Seine sozialpolitischen Versprechen sind nur schwer zu erfüllen – mit anderen Themen profitiert er viel eher von der nationalistischen Grundstimmung, die es schon lange vor ihm im Land gab. Wenn einer an den Nationalstolz appelliert, geht den Leuten das Herz auf. In Iran wird seit mehr als zehn Jahren ständig darüber berichtet, was Landsleute – Wissenschaftler, Ärzte, Künstler – irgendwo auf der Welt für tolle Leistungen vollbringen. Vor diesem Hintergrund muss man das iranische Atomprogramm sehen: Daran entzündeten sich die nationalistischen Herzen. Dass die ganze Nation sich verteidigen und fürchterlich zurückschlagen werde, falls jemand sie wegen ihres Atomprogramms angreifen sollte – diesen Satz hat nicht etwa Ahmadinejad gesagt, sondern der Reformier Khatami.

Was geschah eigentlich mit den anderen oppositionellen Strömungen aus der Zeit vor der Revolution?

Jetzt kommen wir zurück zu der eigenartigen Offenheit der Theologie: Seit Anfang der 1960er Jahre drangen zum Beispiel auch linke, marxistische Ideen in die religiöse Sphäre. Davon wurden einige Theologen beeinflusst. Die notabene verbotene kommunistische Tudeh-Partei war in den 1940er und 1950er Jahren sehr präsent in Iran – eine ideologisch eher langweilige, moskautreue KP, die aber während zweier Generationen die kulturelle Vormacht über die Intellektuellen innehatte. Später spaltete sich die Partei, aber der harte Tudeh-Kern hielt eisern zu Khomeiny und unterstützte blind sein Vorgehen gegen die anderen Oppositionellen – bis 1983, als die Tudeh selber verboten wurde. Aber ihre Leute sind nicht einfach alle verschwunden. Und von ihren Ideen sind einige in die Islamische Republik eingesickert. Es ist kein Zufall, dass einem etwa

bei der Propaganda des Regimes der alte Ostblock in den Sinn kommt.

Sind die Iraner sehr religiös?

Nicht ausgesprochen. Jedenfalls fällt die Religiosität in Teheran viel weniger auf als in anderen islamischen Ländern. Die iranische Religiosität hat oft einen Zug ins Mystische. Auch Khomeiny, der einer der anerkanntesten Theologen war, lehrte Mystik in Qom. Die drei führenden Geistlichen jener Zeit – einer aus Mashad, einer aus Täbris, einer aus Bagdad – haben 1965 dem Schah gegenüber erklärt, dass sie Khomeiny als Grossayatollah anerkennen. Darum konnte der Schah Khomeiny, der damals im Gefängnis sass, nicht hinrichten lassen. Dass Khomeiny, als er später an der Macht war, die Unverletzlichkeit der Privatsphäre dekretierte – was in den eigenen vier Wänden passiert, wird nicht kontrolliert –, hat übrigens auch einen vielleicht nur vagen Bezug zur Mystik, mit ihrer Unterscheidung von Aussen und Innen, von Exoterischem und Esoterischem. Das gilt bis heute.

Wie geht das Regime mit religiösen Minderheiten um? Etwa mit den 10000 Juden, die in Teheran leben?

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde haben durchaus ihre Rechte, so wie die Vertreter anderer religiöser Minderheiten auch. Sie haben zum Beispiel Anspruch auf einen Abgeordneten im Parlament. Es gibt allerdings Religionsgemeinschaften, die es schwer haben, die Bahai etwa, deren Lehre den schiitischen Grundsätzen widerspricht und

nicht geduldet wird. Auch die Sunniten haben ihre Probleme. Soviel ich weiss, gibt es in ganz Teheran keine sunnitische Moschee. Da schlummern Konflikte.

Wir im Westen nehmen jedoch vor allem Ahmadinejads Ausfälle gegen Israel und seine abstrusen Aussagen zum Holocaust zur Kenntnis.

Was immer er sich bei seinen öffentlich geäusserten Zweifeln an der Realität des Holocaust gedacht hat: Man sollte stets bedenken, dass er damit keineswegs die einheitliche Auffassung der iranischen Regierung wiedergab. Ich vermute, dass es Ahmadinejad vor allem darum ging, sich als solidarischer und fromm-muslimischer Partner der Palästinenser zu profilieren.

Erklärt das allein den Hass auf Israel?

Aus Ahmadinejads Sicht ist Israel eine amerikanische Marionette im Kampf gegen das Recht der Palästinenser auf ihre Heimat. Israel steht für ihn als Beispiel für imperialistische, feindliche Landnahme, er sieht es als Aussenposten früher englischer, heute amerikanischer Politik. Das passt zu den Avancen, die er dem ebenfalls anti-amerikanischen Venezolaner Hugo Chávez macht. Rassistisch argumentiert er jedenfalls nicht, er präsentiert sich nicht als Antisemit, sondern als Antizionist.

Wir gehen allerdings davon aus, dass das Existenzrecht Israels unbestreitbar ist.

Das sehen Sie und ich und wohl die meisten im Westen so. Für einen Dritte-Welt-Ideologen von echtem Schrot

NEUES DESIGN: Der klassische DON PASCUAL Navarra

NEU: Der elegante DON PASCUAL Rioja

NEU: Der rassige DON PASCUAL La Mancha

Schon entdeckt? Die neue Vielfalt von DON PASCUAL.

Jetzt bieten wir Ihnen von SCHULER noch mehr Vielfalt und noch mehr Genuss, denn DON PASCUAL gibt es neu gleich aus drei Top-Weingebieten Spaniens. Entdecken Sie neu den eleganten DON PASCUAL Rioja und den rassigen DON PASCUAL La Mancha. Oder möchten Sie gerne den unverändert harmonischen Klassiker aus Navarra mit neuem Etikett geniessen?

Wie auch immer Sie sich entscheiden, gönnen Sie sich ein Original DON PASCUAL und erleben Sie mehr als 300 Jahre Weinerfahrung und die Exklusivität sonnenge-reifter spanischer Trauben. Jetzt für kurze Zeit im limitierten Degustationspaket.

**Exklusives
Kennenlern-Angebot**
6 x 75 cl unvergleichlicher
Weingenuß nur CHF 55.60 in
2 Flaschen als Gescher
Jetzt bestellen: www.schuler
oder 041 819 3333
Kein Verkauf an Jugendliche unter 16 Jahr
Solange Vorrat oder bis 31.3.07.
Pro Haushalt max. 2 Degustations-Set
Versandkostenanteil CHF 14.90.

und Korn – und als solchen sieht sich Ahmadinejad wohl gern – ist unsere Sichtweise nicht besonders relevant. Er fragt vor seinen Anhängern schlicht: Wenn schon die Deutschen und die Österreicher wirklich den Holocaust angezettelt haben, warum wurden dann die Juden nach 1945 zulasten der Palästinenser im Vorderen Orient und nicht in den «Verursacherländern» angesiedelt? Man muss aber bedenken, dass Ahmadinejad vor allem darauf aus ist, bei den Menschen in den arabischen Ländern Wirkung zu erzielen – dort, wo die iranische Propaganda, sowohl aus religiösen (die Araber sind ja mehrheitlich Sunniten) als auch aus sprachlichen und ethnischen Gründen, nicht überall besonders gut ankommt.

In manchen Belangen ist Iran eine moderne Gesellschaft. Wohin entwickelt sie sich, zum Beispiel für die Frauen?

Letztes Jahr antwortete die iranische Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi hier in Wien nach einem Vortrag vor jungen Juristinnen auf die Frage: Welches sind die Probleme der Frauen in Iran? «Wir haben eigentlich kein Frauenproblem, sondern ein Männerproblem.» Weil die Frauen in der Öffentlichkeit rechtlichen Beschränkungen unterliegen, suchen sie Möglichkeiten der Kompensierung. Die wichtigste ist Bildung. Iranische Frauen sind beruflich sehr erfolgreich, sie machen Karriere – was ihnen unerwartete Freiheiten gibt. Wenn sie Ehevereinbarungen eingehen, können sie Forderungen stellen. Und sie können es sich auch leisten, Single zu bleiben.

Was bedeutet das für das Patriarchat?

Was die gesellschaftlichen Errungenschaften angeht, ist Iran einzigartig in der ganzen Region. Darum kommt das Patriarchat nun auch in die Krise. Manche Männer sind mit 20 schon eingeschüchtert vom Schulerfolg der Frauen, dann müssen sie zur Armee, verlieren zwei Jahre. Wenn sie zurückkommen, sehen sie: Die Frauen sind an ihnen vorbeigezogen. Aber die patriarchalische Gesellschaft erwartet von einem Mann, dass er nun eine Familie gründet und ernährt. Wie soll er das schaffen? Die Arbeitslosigkeit in Iran ist ganz besonders ein Männerproblem. An der Universität liegt der Frauenanteil in einigen Fächern inzwischen über 60 Prozent. Jetzt will man zum Schutz der Männer eine 50-Prozent-Quote einführen. Vom Frauenanteil bei den Lehrenden an iranischen Hochschulen kann man in Europa doch nur träumen! Überhaupt sind Frauen in der Teheraner Öffentlichkeit sehr präsent. Ich bin versucht zu sagen: Teheran ist eine Stadt der Frauen.

Wie repräsentativ ist Teheran überhaupt für Iran?

Repräsentativer denn je. Der Gegensatz Stadt–Land wird kleiner, die Leute auf dem Land wissen, was in den Städten läuft. Die Alphabetisierungsquote liegt bei über 80 Prozent. ***Und doch ist diese Entwicklung vom politischen System abgekoppelt. Wohin führt das?***

Das Risiko besteht, dass es kracht. Weil das Regime aus Angst davor, als schwach zu gelten, immer wieder auf Stur schaltet.

DIESER MOTOR HÄLT 1500 KM AUF DER RENNSTRECKE



Renault: Weltmeister.

Was die Leute dazu zwingt, mit einer Doppelmoral zu leben. Führt das, gerade bei den Jungen, nicht zur Staats- und Politikverdrossenheit?

Viele junge Leute leben so hedonistisch, wie's nur irgend geht. Politik ist ein Ärgernis. Und sehr viele haben selbst von der jüngeren Geschichte keine Ahnung. Da wird auch in den Familien nichts vermittelt. Bei einem meiner letzten Besuche in Teheran fragte mich ein 21-Jähriger, wie es denn eigentlich in der Schah-Zeit gewesen sei. Seine Eltern würden ihm nur erzählen, dass sie damals traumhafte Parties gefeiert hätten.

Wie wird man als Ausländer aufgenommen?

Ein junger Touristenführer in Isfahan hat mir gesagt, er habe keine Probleme mit den Europäern, aber am liebsten seien ihm die Besucher aus Malaysia. Die hätten die Vorzüge der Westler, seien modern, sauber, pünktlich – und dazu auch noch Muslime!

Welches Gesellschaftssystem würden die Teheraner wählen, wenn sie könnten?

In sehr vielen Belangen ist ihre zivilisatorische Gestaltung des Lebens westlich, oder eher: amerikanisch. Amerika passt viel besser als Europa mit seiner langen christlich-abendländischen Tradition. Das ist letztlich auch auf der politischen Ebene so: Die Kontakte mit den Europäern machen manchmal nachgerade den Eindruck von Ersatzhandlungen. Die Iraner warten doch nur darauf, dass die Amerikaner endlich einmal auf Zuwendung setzen statt auf

Ablehnung. Oder wenigstens auf eine Begegnung «auf gleicher Augenhöhe».

Danach sieht es zurzeit nicht aus.

Nein, das ist ja das Tragische. Entgegen besseren Ratsschlägen verweigern die Amerikaner ebendieses. Der politische Diskurs in Teheran ist sehr rhetorisch und theatralisch – und weil man das bei uns nicht richtig einschätzen kann, geht die Substanz des Gesagten oft weitgehend verloren. So entstehen drastische Fehleinschätzungen. Und gleichzeitig sind ja auch die Amerikaner Meister der theatralischen Inszenierung. Denken Sie nur an George W. Bush in seinen verschiedenen Rollen.


Der grosse Satan gegen die Achse des Bösen – wie lässt sich der unversöhnliche Gegensatz durchbrechen?

Ich halte diesen Gegensatz für viel weniger unversöhnlich, als es den Anschein hat. Die Analyse, hüben und drüben stehe sich unerbittlicher Fundamentalismus gegenüber, greift zu kurz. Ich sehe da keine apokalyptische Programmatik, allenfalls eine apokalyptische Theatralik. Aber das kann natürlich umschlagen. Schliesslich kann man ja auch im Theater jemanden wirklich erschiessen... Ich hoffe, dass es nicht so weit kommt. Es gibt seit Jahrtausenden grossartige Traditionen der politischen Kultur in diesem Land, und auch die jetzigen Machthaber beherrschen diese Traditionen exzellent. Ein Krieg mit Iran wäre entsetzlich.

Daniel Weber ist Redaktionsleiter von NZZ Folio.

DAMIT IHRER BIS ZU 300 000 KM AUF DER STRASSE SCHAFFT

RENAULT 2.0i

Unser Einsatz in der Formel 1 hat ein klares Ziel: Autos zu bauen, die durch Qualität, Zuverlässigkeit, Sicherheit und Leistung überzeugen. Die Erkenntnisse des siegreichen Renault Formel 1 Teams fliessen direkt in die Entwicklung unserer Serienmotoren ein. Damit wir für Sie auch auf der Strasse die besten Resultate erzielen. www.renault.ch 

RENAULT
CRÉATEUR D'AUTOMOBILES



Unter Männern

Ein ganz normaler Tag im Leben Sima Kushans, einer jungen, berufstätigen Single-Frau in der iranischen Hauptstadt. Von Parsua Bashi

Als ich erwachte, nahm ich mir vor, dies einen guten Tag werden zu lassen. Nichts und niemand sollte ihn mir verderben. In meiner Wohnung trank ich, wie jeden Morgen, ein Glas frisch aufgebrühten Tee und rauchte meine erste Zigarette. Als ich bereit war, meine Wohnung zu verlassen, klingelte das Telefon. Es war der Verleger und Mullah Schurabi, der, egal wie oft ich ihm klarzumachen versuchte, dass er mich wegen der Arbeit nicht zu Hause anrufen sollte, so tat, als wüsste er nichts davon. Während ich mir sein Gejammer über den Druck des Umschlags für sein Buch anhörte, ertönte ein Piepgeräusch – ein neuer Anruf und ein willkommener Anlass, das Gespräch mit Schurabi zu beenden. «Hallo. Wie geht's?» sagte eine schmeichlerische, gedehnte Stimme, deren Besitzer höchstens Anfang zwanzig zu sein schien. «Wer ist da?» fragte ich. «Baaaby!» erwiderte die Stimme. Ich legte auf, verliess die Wohnung und knallte die Tür hinter mir zu.

Auf dem Weg zur Hauptstrasse ignorierte ich lüsterne Blicke und Pfiffe und schenkte dem Hupen eines Autos keine Beachtung. Der Fahrer streckte seinen Kopf aus dem Fenster: «Steigst du ein?» Nun, so ist Teheran. Die Leute auf der Strasse sind nun mal nicht die Hüter der Moral. Trotzdem warf ich einen Blick in die Scheiben des Geschäfts an der Ecke, um meine Erscheinung zu überprüfen. Ich sah noch immer so aus, wie ich das Haus verlassen hatte. Schwarz von Kopf bis Fuss. Schicklich.

Ich stellte mich an die Strasse und hielt Ausschau nach einem Taxi. Als ich eines erspähte, das im Stau festsass, sprang ich hinein und sagte: «Zur Nader-Schah-Strasse.» Der Fahrer drehte sich um, warf mir einen Blick zu und schüttelte den Kopf. Auf einmal sagte er, während er mich im Rückspiegel musterte: «Du rauchst viel. Stimmt's?» Ich versuchte, ihn mit einem Blick, den ich ihm im Spiegel zuwarf, in seine Schranken zu weisen, aber er fuhr unverfroren fort: «Ich sage das wegen deiner Zähne. Du rauchst viel. Stimmt's?» «Denken Sie nicht, dass dies meine Privatangelegenheit sei?» erwiderte ich. Er setzte gerade zu einer Antwort an, als jemand die Tür des Taxis öffnete und sich auf den Beifahrersitz setzte. Die Ampel sprang auf Grün. Als wir an die Kreuzung kamen, stürmten Dutzende auf das Taxi zu, drei Personen drängten sich rabiat ins Auto.

An der nächsten Kreuzung gab ich dem Fahrer 100 Toman, stieg aus und wartete auf ein anderes Taxi. Ich bemerkte ein schrottreifes Auto, das ungefähr zwanzig Meter vor mir hielt. Das rechte Blinklicht war eingeschaltet. Ich sah im Aussenspiegel die Augen des Fahrers, der mir Zeichen gab. Kannte ich ihn? Ich schaute kaum länger als drei Sekunden hin, als er sich umdrehte, mir ein plumpes Lächeln entgegenbrachte und mit seiner Mimik zu verste-

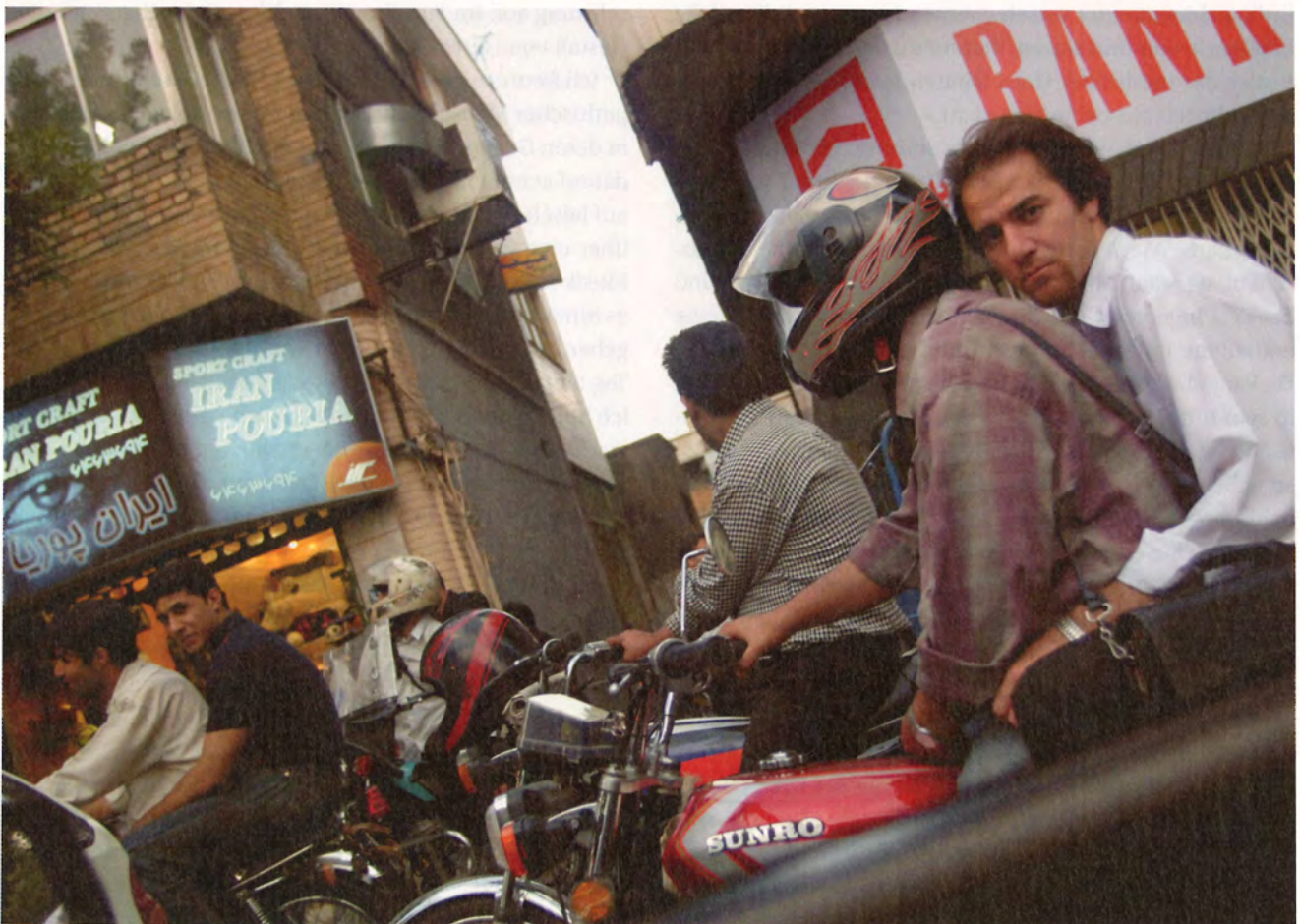
hen gab: Komm, lass uns gehen. Ich ging die Strasse hinunter; auch die Schrottkiste setzte sich in Bewegung und verfolgte mich. Als ich Richtung Fussgängerweg abbog, streckte der Fahrer seinen Kopf aus dem Fenster auf der Beifahrerseite und rief: «Wie wär's mit 30 000 Toman?»

Schnell ging ich weiter. Ich beschloss, meinen Blick nur noch auf meine Füsse und das Muster des Bürgersteigs zu richten. Bis zum Büro waren es etwa zehn Minuten. Wenn ich an Leuten vorbeiging, sah ich Fusspaare, weibliche Füße, männliche Füße, Kinderfüße, zu zweit, allein, zu dritt, in einer Reihe. Ich wich allen Blicken aus und wünschte mir auch nichts zu hören: «Baby!» – «Dich vernasch ich!» – «Schau dir diese Titten an!» – «Willst du meine Telefonnummer?».

Endlich war ich angekommen auf meiner zweiten Insel, im Büro. Ich sah nach, welche Arbeiten anstanden. Um zwei musste ich zum Forschungsinstitut der Universität, um über das Poster für eine geplante Konferenz zu sprechen. Die Buchumschläge für Rushan musste ich beenden und die neuste Version des Umschlags von Schurabi zum Lithographen bringen. Wenn ich zügig vorankäme, würde ich auch den Entwurf für den Verlag Cheshme fertigstellen können. Ich las meine E-Mails. Eine von Pantea, eine von René. Die Nachrichten in der fremden Sprache flossen wie ein feiner, kühler Strom in einem Meer aus lauwarmem, salzigem Wasser an meinen Knöcheln vorbei.

Das Läuten des Telefons schreckte mich auf. Herr Saberi vom Verlag Sobh: «Ich rufe nicht wegen der Arbeit an. Ich wollte Ihre Stimme hören», sagte er. Ich schwieg und erwiderte schliesslich: «Herr Saberi, Ihr Auftrag ist schon lange fertig. Warum holen Sie ihn nicht ab? Und ich warte auch auf die Begleichung der Rechnung.» Er meinte, er könnte am Abend vorbeikommen, am besten bei mir zu Hause, damit wir in aller Ruhe ein paar Stunden zusammen plaudern könnten. «Verschieben wir das Ganze auf später. Geben Sie mir einfach Bescheid, wann Sie in mein Büro kommen können», entgegnete ich und legte den Hörer auf. Im Büro lief inzwischen der Betrieb auf Hochtouren. Das Telefon klingelte unaufhörlich. Ich machte die Mappe mit meinen Entwürfen für das Poster der Universität bereit. Schon bald musste ich los zur Präsentation.

Im Taxi erwischte ich einen Platz neben einem dicken Mann. Hinter mir drängte sich noch einer in den Wagen. Jetzt war ich zwischen zwei Dicken eingequetscht. Ich setzte mich aufrecht hin. Die Tasche auf den Knien. Die Hände auf der Tasche. Die Füße presste ich fest gegen den Boden, damit ich in den Kurven nicht gegen meine Mitfahrer kipp-



Frau im Sammeltaxi unterwegs in der Stadt. «Baby! Dich vernasch ich!»

te. Einer der Männer drehte sich zu mir und starrte mich an. Sein Bein presste er gegen meines. Ich hatte das Gefühl, dass es unter meinem Oberschenkel warm wurde. Ich sah hastig hin. Es war seine Hand. Ich wandte mich zu ihm: «Entschuldigung, könnten Sie bitte ein bisschen zur Seite rücken?» Erstaunt sah er mich an. Er bewegte sich keinen Millimeter. «Sie! Bitte rücken Sie zur Seite.» Er wackelte hin und her, um so zu tun, als ob er sich wegbewege. Gleichzei-

Jemand sagte: «Regen Sie sich nicht so auf. Gott sei Dank beträgt das Blutgeld für Frauen nur die Hälfte».

tig steckte er die Hand weiter unter meinen Schenkel. «Sie sollen zur Seite rutschen!» Er polterte: «Was ist denn los? Dies ist ein Taxi und nicht Papas Limousine. In dieser Aufmachung gehen Sie auf die Strasse, machen sich an fremde Männer heran, und jetzt wollen Sie sich als Moralapostel aufspielen.» Ich hörte nicht mehr hin, ich wollte nur noch raus. Bevor das Auto ganz zum Stehen kam, warf ich das Geld nach vorne und zwängte mich nach draussen.

An der Universität wartete ich zwanzig Minuten, bis der Herr Ingenieur eintraf und eine Begrüssung murmelnd in sein Büro ging. An der Tür tauschte er seine Strassenschuhe gegen Pantoffeln. Schweissgeruch stieg mir in die Nase und breitete sich über seinem Schreibtisch aus. Ich legte ihm die Arbeiten vor. Er hatte Einwände, aber ich wehrte mich: «Ich kann nicht Brücke, Zahnrad, Computer und Erdkugel ineinander verschwimmen lassen und sie auf die Landkarte von Iran setzen, damit es wie Hunderte anderer Poster der iranischen Universitäten aussieht. Von Anfang an wollte ich diesen Auftrag nicht.»

Plötzlich ertönte die vertraute Stimme des alten Doktor Farzad mit ihrem aserbeidschanischen Akzent aus dem Nebenzimmer: «Stimmt. Sie hat ihn nur auf meine Bitte hin akzeptiert. Wie ich Ihnen schon dargelegt habe, verabscheut sie staatliche Arbeiten.» Schnell stand ich auf und bat den Ingenieur, mir Bescheid zu geben, wenn er seine endgültige Entscheidung getroffen habe. Als ich mich an Dr. Farzad wandte, um mich zu verabschieden, bat er mich in sein Büro. Er liess mich neben sich hinter dem Schreibtisch Platz nehmen und begann über seine neue Arbeit zu sprechen: die Übersetzung einer Operette aus dem Aserbeidschanischen ins Persische. Er war ein guter Erzähler, aber ich hatte es eilig, in mein Büro zurückzukehren.

«Wenn Sie erlauben, lasse ich Sie jetzt allein», sagte ich höflich. Er aber sagte: «Bleiben Sie. Ich möchte Ihnen etwas erzählen.» Er blickte in meine Augen, und in tragendem, weichem Tonfall fuhr er fort: «Meine liebe Sima. Schon beim ersten Mal, als ich mit meinem Verleger in Ihr Büro kam und Ihr Gesicht erblickte, war ich überwältigt. Meine liebe Sima. Ich hatte eine Angebetete, mit der ich nicht zusammenkam. Ich war ein mittelloser junger Mann und sie die Tochter reicher Eltern. Sie gaben sie mir nicht zur Frau. Sie war die erste und letzte Liebe meines Lebens. Eure Augen, euer Gesicht, ihr gleicht euch aufs Haar. Ich sagte mir:

Ich habe sie gefunden. Ich habe dieses Gedicht an dem Tag, an dem ich Sie das erste Mal sah, gereimt. Die Zeilen beginnen mit den Anfangsbuchstaben Ihres Namens, S I M A.» Ich stand auf. Etwas in meinem Inneren zog mich hoch. «Herr Doktor Farzad, ich muss gehen. Auf Wiedersehen.»

Die Menschen, an denen ich vorbeiging, waren verschwommen. Blassfarbene Kugeln anstelle von Autos. Gerüche und Stimmen vermengt, verworrenes, unverständliches Gemurmel, dumpf, eingedickt, konfus. Mein armer Tag. Das Hupen eines Autos, das Quietschen der Reifen auf dem Asphalt liessen mich zusammenfahren. Ich stand mitten auf einer Kreuzung. Der Fahrer streckte den Kopf aus dem Fenster und schrie: «Bist du blind? Soll ich für deinen Tod verantwortlich sein, damit ich für dich Blutgeld bezahlen muss? Warum bleibt ihr nicht alle hinter eurem Herd?! La ilaha illa Allah.» Jemand sagte: «Regen Sie sich nicht so auf. Gott sei Dank beträgt das Blutgeld für Frauen nur die Hälfte.» Ich rannte den ganzen Weg bis zu meinem Büro.

Es war kurz vor vier. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit. Ich starrte auf den Bildschirm. Ich war mit allen meinen Arbeiten im Rückstand. Und wollte doch früher nach Hause gehen. Zur Hölle. Ich würde länger bleiben. Ich hatte nicht zu Mittag gegessen. Ich schenkte mir Tee ein. Kehrete an meinen Schreibtisch zurück. Nochmals ordnete ich die Mappen. Ich öffnete die Datei mit dem Buchumschlag für Cheshme. Ich begann mit den Buchstaben des Buchtitels zu spielen – gut, das schien etwas zu werden. Ich hörte die Klingel der Tür unten. Dann klopfte es, und meine Bürotür schwang auf. Im Türrahmen erschien die hochgewachsene Gestalt von Herrn Salari.

Ich freute mich, ihn zu sehen. Er war ein sehr reger, sympathischer Mensch voller Energie, einer der wenigen Leute, in deren Gegenwart ich mich wohl fühlte und nicht ständig darauf achten musste, was ich tat und sagte, damit er nicht auf falsche Gedanken kam. Wir setzten uns und plauderten über eine gemeinsame Arbeit für einen Produzenten von Musik-CD, die in eine Sackgasse geraten war. Darüber, dass es hinausgeworfenes Geld sei, Inserate in Zeitungen aufzugeben, von denen man nicht wusste, ob sie am nächsten Tag eingestellt wurden. Nachdem er gegangen war, räumte ich eilig meinen Schreibtisch auf. Ich nahm meine Tasche, warf einen Blick auf die Uhr – zwanzig nach sieben – und verliess das Büro. Ich machte mich auf den Weg zur Hauptstrasse, um dort ein Taxi ohne weitere Mitfahrer direkt nach Hause – zu meiner ersten Insel – zu nehmen.

Es dämmerte. Die Strassen waren voller müder Menschen, die nach Hause wollten. Ich passierte die Busse, die an der Haltestelle mit laufendem Motor warteten und Abgasschwaden ausstiessen, und ging zur Kreuzung, wo man leichter ein Taxi bekam. Neben mir standen einige stark geschminkte junge Mädchen mit winzigen Kopftüchern und in kurzen, engen Mänteln in Rosa und Hellblau. Wie naiv sie waren. Unablässig blendeten Autos auf und bremsten ab. Ein Taxi hielt, eine Frau im Tschador sprang wütend heraus. «Elend ist eine Stadt, deren Männer ihr seid», zischte sie und knallte die Tür zu. Der Fahrer schrie: «Blöde

Kuh!» Ein junger Mann auf dem Rücksitz lachte, dann fuhr das Taxi mit quietschenden Reifen davon. «Die schämen sich überhaupt nicht!» sagte die Frau. «Dieser war so jung, dass er mein Enkel sein könnte. Er wurde immer anzügli-cher, und als ich ihm sagte, er solle endlich aufhören, be-schimpfte er mich. Jeden Morgen um sieben fahre ich mit dem Taxi zur Arbeit. Sie können sich nicht vorstellen, was ich mitmache! Beim Leben meiner Kinder, diese Ruchlosen lassen eine Angestellte im Tschador nicht einmal in aller Herrgottsfrühe in Ruhe. Vom Abend will ich gar nicht re-den...» Ein leeres Taxi hielt an. Ich stieg ein und bat den Fahrer, niemand weiteres einsteigen zu lassen, ich würde den vollen Fahrpreis bezahlen.

Gegenüber der Fussgängerbrücke «Dritte Treppe» stieg ich aus. Es war stockdunkel geworden. Schnell ging ich über die menschenleere Brücke, mit erhobenem Kopf, den Riemen meiner Tasche quer über die linke Schulter ge-hängt, die rechte Hand fest auf die Tasche gepresst. Ich er-reichte die Gasse, in der ich wohnte. Von weitem waren schwach der Klang eines Akkordeons und melancholischer Gesang zu hören. Ich öffnete die Haustür. Im Treppenhaus roch es nach gedämpftem Reis. Hallo, Insel, ich bin wieder da! Ich sperrte die Wohnungstür hinter mir ab. Auch das stählerne Sicherheitsschloss. Dann ging ich ins Schlafzim-mer, warf Tasche, Mappe, Mantel und Kopftuch aufs Bett.

Mein Blick fiel auf das Blinken des Anrufbeantworters, drei Nachrichten. Ich drückte auf den Knopf. Die dritte

Nachricht: «Hallo Frau Kushan!» – schon wieder dieser auf-dringliche Verleger Schurabi. «Ich wollte Ihnen sagen, dass Sie morgen unbedingt die Druckerei wegen der Lithogra-phonie anrufen müssen. Ich möchte mit Ihnen auch noch et-was anderes besprechen, aber Sie sind leider nicht da. Ich werde Sie erneut belästigen müssen.» Piep. Die zweite Nachricht: «Hallo, meine liebe Sima. Ich bin's! Nader Salari. Heute im Büro war nicht der rechte Ort dafür, dich zu fra-gen, was du am Wochenende vorhast. Hast du Lust, aus der Stadt herauszufahren? Ich kenne da ein nettes Ferienhaus. Meine Mobilnummer hast du ja. Ruf einfach an, wenn du Lust hast. Bis später, meine Liebe! Bin für dich...» Piep.

Ich setzte mich auf die Matratze. Der also auch? Der, von dem ich gedacht hatte, dass er anders sei als die anderen. Hatte ich keine Menschenkenntnis, oder war die Welt so verquer? «Meine liebe Sima!» Seit wann duzten wir uns?! Die erste Nachricht hatte der junge Typ vom Morgen mit seiner schmeichlerischen Stimme hinterlassen. «He, heb den Hörer ab! Hallo, hallo... Deine Brüste küsst ich. Deine Lippen. Deinen ganzen Körper. Wann soll ich nachts zu dir kommen, damit wir es richtig treiben? Ich weiss, du bist allein. Ich ruf dich wieder an. Okay? Also, bye, bye. Baaaby!» Piep, piep, piep. Ende der Nachrichten.

Parsua Bashi ist Illustratorin; 2004 übersiedelte sie von Teheran nach Zürich. 2006 erschien ihr Buch «Nylon Road. Eine graphische Novelle» bei Kein&Aber. Übersetzung: **Sabine Kalinock**, Frankfurt.



THE GATEWAY TO AN INTERNATIONAL CAREER

- 1.** Schweizer Abteilung (Grundschule, Maturitätsvorbereitung)
- 2.** Deutsches Abitur (ab Grundschule bis Abitur)
- 3.** International Section (High School Diploma and IGCSE, GCE A Level, AP, ACT, SAT, TOEFL)
- 4.** Esame di stato (Maturità italiana)
- 5.** Sommerferiensprachkurse in England, Österreich und in der Schweiz
- 6.** Internationale Sprachdiplome - Prüfungen der Universitäten Cambridge, Nancy, Perugia
- 7.** Konzentrations- und Lernwoche
- 8.** Academic Counseling Services

Institut auf dem Rosenberg

DIE INTERNATIONALE Schule im Bodenseeraum

Monika A. Schmid, Höhenweg 60, 9000 St. Gallen

Tel: 071 277 77 77 - 79, Fax: 071 277 98 27, www.instrosenberg.ch

Wir sind anders, als ihr meint

Iran gilt aus westlicher Sicht als Hochburg der Rückständigkeit. Aber eine junge Teheranerin sagt: Eure Freiheit wollen wir nicht. Von Jinoos Taghizadeh

Vor ein paar Jahren fuhr ich mit Freunden ans Kaspische Meer. Es war ein heisser Sommertag, und seit fünf Stunden schon sassen wir eingepfercht in der stickigen Hitze des Busses. Die Frauen unter uns träumten bereits von einem erfrischenden Sprung ins kühle Wasser. Wir hatten eine Villa am See gemietet. Da sie keinen Privatstrand hatte, mussten wir Frauen in einem bestimmten sichtgeschützten Bereich baden. Doch selbst hier, abgeschirmt von den Blicken der Männer, erwartete man von uns, bekleidet zu baden, mindestens bedeckt von einem Tuch, einem Hemd und einer Hose.

Wir wollten unbedingt schwimmen und dachten nicht an die Folgen. Unsere Kleidung wurde bleischwer im Wasser, und als wir am Strand lagen, klebte überall der Sand. Wir fluchten und verwünschten all jene, die uns davon abhielten, den Strand und die Sonne zu geniessen – so wie es die Männer durften. In was für einem System lebten wir eigentlich, dass uns die einfachsten Freuden verweigert wurden? Neidisch betrachteten wir die Männer, die im Wasser herumalberten und ihre Körper in der Sonne bräunten.

Ein paar Wochen später trafen wir uns im Elternhaus einer Freundin, wo es einen privaten Pool gab. Und dort geschah Erstaunliches: Niemand von uns wollte im Badeanzug vor die Männer treten, die uns begleiteten! Es ist nicht so, wie Sie jetzt denken, wir sind nicht das, was Sie Traditionalisten nennen. Wir hassen die Verbote und werden nicht müde, uns darüber zu beschweren. Trotzdem verhielten wir uns privat genau so, wie man es von uns in der Öffentlichkeit verlangt hatte: Unter lächerlichen Vorwänden mieden wir den Swimmingpool. Es endete schliesslich damit, dass wir ärmellose Hemden über unseren Badeanzügen trugen – eine Verkleidung, die sich nicht sonderlich von jener unterschied, die wir auch am Kaspischen Meer getragen hatten.

Warum erzähle ich diese Anekdote? Weil sie das komplexe Verhältnis zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen in Iran veranschaulicht. Dies einem Nicht-Iraner oder Nicht-Muslim zu erklären, ist eine schwierige Aufgabe. Für euch im Westen ist Iran eine Hochburg der Rückständigkeit, besonders wenn es um die Rolle der Frau geht. Doch so einfach ist die Sache nicht. Ihr begeht den Fehler, dass ihr glaubt, eine Gesellschaft danach bewerten zu können, wie sie sich im öffentlichen Raum präsentiert. Wenn ihr traditionelle Gesellschaften wie Iran mit postindustriellen wie euren eigenen vergleicht, habt ihr klare Kategorien. Ihre Grundlage sind die heiligen Gesetze der Säkularisierung.

Die Tatsache, dass ihr seit Jahrhunderten versucht, menschliches Verhalten zu messen, zu entschlüsseln, zu

bewerten und als universal gültig zu klassifizieren, ist wohl der Grund dafür, dass ihr dem Rest der Welt gross, stolz und überlegen gegenübertrittet. Der öffentliche Raum ist für euch der Ort, wo gesetzestreue Bürger ihre Freiheiten ausleben – uneingeschränkt von Ideologie oder Religion.

Für uns ist jedoch vor allem das Private wichtig. Der private Raum ist für uns nicht nur ein Domizil, sondern auch ein Refugium vor den Zumutungen der Aussenwelt. Draussen sind wir gezwungen, uns auf bestimmte Weise zu benehmen, uns Gesetzen zu beugen, die nicht die unseren sind, und die Existenz anderer zu akzeptieren, deren Träume und Wünsche mit den unseren kollidieren. Drinnen haben wir unseren Zufluchtsort vor einer Welt voller Ungerechtigkeit, Laster, Täuschung und Unglück.

Vor diesem Hintergrund ist auch unsere Sehnsucht nach Migration zu verstehen – die Sehnsucht, sozialen und materiellen Zwängen zu entfliehen. Ihr im Westen schürt sie, indem ihr behauptet, die Freiheit, die wir im Privaten erleben, sei bei euch auch im Öffentlichen gewährleistet. Vermutlich ist dies der Hauptgrund, warum wir die westliche Welt idealisieren. Doch eure äussere Freiheit ist eine andere als unsere innere.

Das heisst nicht, dass wir in Iran weniger Kontakt mit der Aussenwelt haben wollen als ihr. Im Gegenteil, die Dualität von Innen und Aussen ermöglicht erst die Kommunikation zwischen beiden Welten. Es heisst mitunter, die islamischen Kleidervorschriften sexualisierten die Frauen; sie verschleierten oder unterwanderten nicht sexuelles Begehren, sondern weckten und betonten es im Gegenteil.

In einer Stadt wie Teheran gibt es einen viel regeren Austausch unter den Bewohnern als in jeder europäischen Grossstadt. Man besucht Freunde und Verwandte, oft ohne vorherige Ankündigung, um an ihrem Leben teilzuhaben. Die Mobilfunknetze brechen ständig zusammen, weil so masslos viel telefoniert wird. Man kann jeden Abend ausgehen, die Parties kennen keine Wochentage. Die öffentlichen Feste dagegen sind fast alle religiös, von den Trauerfeiern zum Martyrium des dritten schiitischen Imams bis zu den Feiern zum Geburtstag des Propheten. Es ist allerdings wahr, dass in den letzten Jahren auch die Jubelfeiern nach einem Sieg unserer Fussball-Nationalmannschaft die Stadt lahmgelegt haben.

Paradox ist freilich: Auch unser Zuhause, unsere Zuflucht vor der Welt, ist bestimmt von den draussen herrschenden Machtverhältnissen – es ist patriarchalisch, hierarchisch und diskriminierend. Wir wollten im Privaten Strukturen

schaffen, in der unsere in der Öffentlichkeit erlittenen Verletzungen würden heilen können. Tatsächlich aber reproduzieren wir die Strukturen, die uns verletzen – wie die Geschichte vom Swimmingpool verdeutlicht –, im Privaten und letztlich in uns selbst.

Unser politischer Apparat befindet sich in einem dauernden Missstand, ständig kurz vor dem Zusammenbruch, fast schon anarchisch, immer chaotisch. Keiner von der Regierung verordneten Regel trauen wir voll und ganz. Ordnung ist uns suspekt, und jedem Versuch, sie dem Volk aufzuzwingen – im Namen des Islam oder von irgendetwas anderem –, begegnen wir mit Misstrauen.

Das prekäre Verhältnis zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten ist ein wichtiger Bestandteil unserer kulturellen Maserung. Sogar in einer Metropole wie Teheran mit all ihren modernen Verkleidungen findet man Spuren davon: Wenn Menschen ihre Schuhe ausziehen, bevor sie Häuser betreten, aber ihre Autos auf dem Trottoir parkieren; wenn

sie gegen Verkehrsregeln verstossen und Regierungsbeamte verunglimpfen, aber auf Ältere und Verwandte Rücksicht nehmen; wenn sie Mahlzeiten teilen, aber heimlich Blumen im Park pflücken und rücksichtslos Müll auf der Strasse entsorgen.

Ihr im Westen habt das Ideal, dass das Private nahtlos ins Öffentliche übergeht: der Bürger soll ehrlich im Dienste eines Systems funktionieren, das die Rechte und die Freiheiten des Individuums garantiert. Aber die Welt kann auch anders strukturiert sein. Für Teheraner gibt es die öffentlichen Regeln und die privaten Freiheiten. Es gibt die materielle Welt der Vielen, und es gibt die spirituelle Welt des Einzelnen. In dieser für euch so schwer verständlichen Dualität lebt Teheran.

Jinoos Taghizadeh ist Künstlerin; sie lebt in Teheran.

Übersetzung: **Sohrab Mahdavi** und **Mikael Krogerus**.

Richtig oder falsch?

Stimmt es, dass Popmusik in Teheran verboten ist? Wie steht es um das Küssen in der Öffentlichkeit? Ist die Stadt wirklich eine Hochburg der Drogensüchtigen? Jugendliche Teheraner klären auf.

1. *Popmusik ist verboten.*

Stimmt, jedenfalls ausländische. Aber es gibt sie trotzdem. Man kann sie ohne weiteres von Strassenhändlern oder unter dem Ladentisch in den traditionellen Musikshops kaufen. Iranische Künstler verbreiten ihre Alben im Internet oder auf selbstgebrannten CD und kopierten Kassetten.

2. *Alkohol ist verboten.*

Stimmt. Alkohol kauft man in Teheran, indem man per Handy einen Kurier bestellt, der frei Haus liefert. Die «Alkohol»-Szene hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Früher konnte man ja nur Selbstgebranntes kaufen, heute bringen Schmuggler die bekannten internationalen Spirituosenmarken über die irakische Grenze.

3. *Homosexualität ist illegal.*

Stimmt. Das Gesetz verbietet Homosexualität. Gesetze bedeuten uns aber nicht viel. Die einzige wirkliche Folge des Verbots ist, dass man sich nicht in der Öffentlichkeit zeigt.

4. *Es ist verboten, sich in der Öffentlichkeit zu küssen.*

Stimmt. Man macht es aber trotzdem. Jeder kennt eine Geschichte von Freunden, die von den Revolutionswächtern aufgegriffen wurden, weil sie mit einem

Mädchen durch den Park geschlendert sind. Aber das ist vorbei, man sieht heute viele Pärchen Hand in Hand durch die Stadt schlendern. Grundsätzlich gilt bei uns: Wer sich erwischen lässt, ist selber schuld.

5. *Wer trotzdem erwischt wird, dem drohen Peitschenhiebe.*

Stimmt. Auf Alkoholkonsum stehen 80 Hiebe, auf Alkoholhandel bis zwei Jahre Gefängnis. Öffentliches Küssen kann bis zu 99 Hiebe nach sich ziehen. Auf Homosexualität steht offiziell die Todesstrafe. Aber das ist Theorie. Mit Geld oder Beziehungen lassen sich diese Strafen leicht abwenden oder mildern.

6. *Teheran ist die Hochburg der Drogensüchtigen.*

Stimmt. In keiner anderen Stadt der Welt gibt es so viele Drogensüchtige wie hier. Opium ist historisch die Droge Nummer eins. Aber seine betäubende, einschläfernde Wirkung ist bei den Jugendlichen weniger angesagt, inzwischen beherrschen Aufputzmittel und Designerdrogen die Teheraner Jugendszene.

7. *Der E-Mail-Verkehr wird vom Staat kontrolliert.*

Stimmt nicht. Die meisten Teheraner haben internationale E-Mail-Accounts

(Yahoo ist besonders populär). Allerdings werden viele Internetseiten kontrolliert und gefiltert. In Iran gibt es etwa 100 000 aktive Blogger, die sich immer wieder der Überwachung entziehen.

8. *Ausländische Medien sind zensuriert.*

Stimmt nicht. Zensur gibt es für die einheimische Presse. Magazine wie «Der Spiegel» oder «Newsweek» sind nicht verboten. Als «Zensur» wirkt höchstens der hohe Preis.

9. *Es ist verboten, ein Mädchen oder einen Jungen mit nach Hause zu nehmen.*

Stimmt. Da die meisten Unverheirateten noch bei ihren Eltern leben, ist eine gewisse Kreativität gefragt. Aber es gibt genug Begegnungsmöglichkeiten. Man trifft sich zum Beispiel im Tulpenpark in der Nähe der Universität.

10. *An jeder Strassenecke stehen bärtige Revolutionswächter.*

Stimmt nicht. Die Pasdaran, die Revolutionswächter, sind im Strassenbild kaum mehr präsent. Ebenso wenig die Basij, die freiwilligen Sittenwächter. Beide Organisationen sind inzwischen der Polizei unterstellt. Am ehesten treten die Basij an religiösen Feiertagen in Aktion und weisen Frauen zurecht, die «nicht schicklich» gekleidet sind.

Die Prediger von Tehrangeles

Im Ballungszentrum von Los Angeles, wo schätzungsweise 600 000 Iraner im Exil leben, schlägt das Herz der Opposition gegen die Herrschaft der Mullahs. Per Satellitenfernsehen und Internet hofft sie dem Regimewechsel in der fernen Heimat den Boden zu bereiten. Von Steffan Heuer

Während sich der morgendliche Berufsverkehr durch Beverly Hills schiebt, ist es für Saeed Ghaem-Maghami höchste Zeit für ein erstes Nickerchen. Er hat im Studio von Radio KRSI die Füße auf den Tisch gelegt, den abgewetzten Sessel weit vom Mikrofon zurückgeschoben – und schläft fest. Anderthalb Stunden Liveprogramm hat er hinter sich, weitere anderthalb Stunden noch vor sich. Nachdem die Tonbandaufzeichnung der Nachrichten von Radio Israel in Farsi abgelaufen ist, geht der Moderator von Radio Sedaye Iran (Stimme Irans) wieder auf Sendung. Die glimmende Zigarette bis zum Anschlag zwischen Zeige- und Mittelfinger geschoben, blickt er starr vor sich ins Leere und redet, redet, redet.

Seit 45 Jahren ist der Journalist aus Teheran im Radiogeschäft, seit den 1980er Jahren als rauchige Stimme aus dem Exil. Saeed Ghaem braucht keine Notizen, um in seiner täglichen Talkshow über die Themen, die ihm am Herzen liegen, zu sprechen, zu dozieren und zuweilen in einem atemlosen Staccato zu wettern: Meinungsfreiheit, Menschenrechte, Demokratie und die schrecklichen Mullahs, die in seiner Heimat das Sagen haben.

Wenn er um sechs das Mikrofon für «Sobh Bekheir Iran» (Guten Morgen, Iran) aufmacht, hören ihm Millionen zu – aber der Grossteil des Publikums sitzt elfeinhalb Zeitzonen entfernt in Teheran oder Isfahan, nicht in Los Angeles. Denn wer KRSI hören will, braucht statt eines herkömmlichen Radios einen Satellitenempfänger oder einen Internetzugang.

Diese technische Hürde tut der Popularität von Saeed Ghaem keinen Abbruch. Der 62-Jährige ist einer der einflussreichsten Wortführer der iranischen Diaspora, die sich in Südkalifornien niedergelassen hat und ihre Botschaften um die halbe Welt funkt. Um die 600 000 Exiliraner, schätzt man, leben im wuchernden Ballungszentrum von LA, vor allem im San Fernando Valley. «Tehrangeles» wird die Gegend bisweilen genannt.

Die iranische Diaspora in Südkalifornien ist der intellektuelle und kommerzielle Nährboden für rund zwei Dutzend Radio- und Fernsehsender, die man weltweit empfangen kann. Tageszeitungen und Zeitschriften in persischer Sprache liegen in Reseda, Woodland Hills oder Canoga Park in von Exiliranern betriebenen Einkaufszentren aus. In vielen Büros und Geschäften hängen Portraits des Schahs oder seines Sohns Reza Pahlevi. Als sich der Thronanwärter nach den Terroranschlägen vom 11. September an Irans Bevölkerung wenden wollte, tat er dies in Interviews mit einer Fernsehstation in Los Angeles mit dem hochtrabenden Namen National Iranian Television (NITV).

Die Moderatoren und Manager von Stationen wie KRSI und NITV sind durch die Bank Männer jenseits der 50, die sich dem Regimewechsel in ihrer Heimat verschrieben haben und Journalismus mehr als Berufung denn als Beruf verstehen. «Ich kämpfe dafür, dass sich die Verhältnisse in Iran ändern», sagt der Geschäftsführer und Eigentümer von Radio KRSI, Alireza Morovati. «Das gegenwärtige Regime ist ein Fremdkörper im Land und hat nichts mit unserer Kultur oder Geschichte zu tun. Das wollen wir unseren Zuhörern vermitteln.»

Wie viele Menschen KRSI hören, kann Morovati nicht genau beziffern. Da er wie die meisten Exilsender über die Satelliten Telstar und Hot Bird ausstrahlt, können sich theoretisch alle Haushalte in Iran zuschalten, die eine – offiziell verbotene – Schüssel installiert haben. Rund sechs Millionen solcher Geräte sind in der Islamischen Republik in Betrieb, schätzen Experten. Dazu kommen zu jeder beliebigen Tages- und Nachtzeit rund 17 000 Zuhörer im Web – in Iran ist die Internetadresse allerdings von der Regierung blockiert. Aufgrund von Telefongesprächen, E-Mails und anderen Quellen glaubt Morovati aber, dass acht bis zehn Millionen Menschen täglich seinen Sender hören, die Hälfte davon in seiner alten Heimat.

Den Sendebetrieb mit 18 Stunden Liveprogramm aufrechtzuerhalten, kostet schätzungsweise zwei Millionen Dollar im Jahr. Der grösste Teil dieser Kosten wird mit Werbung und Sponsorengeldern gedeckt, hinzu kommen Spenden von Zuhörern in Kalifornien. Man halte sich gerade so über Wasser, sagt Morovati. «Unsere Familie hat diese Radiostation über lange Jahre unterstützt, auch wenn nicht genug Einnahmen hereinkamen. Geld verdienen wir nicht, also kann man KRSI nicht als Geschäft bezeichnen.»

Sein 80-jähriger Vater Assadollah, ein ehemaliges Parlamentsmitglied in Teheran, nickt zustimmend, während der Sohn Zahlen und Ziele des Senders darlegt. Er spricht auch nach mehr als zwei Jahrzehnten in den USA kein Englisch und lässt jüngere Bürokollegen dolmetschen. «Wir wollen allen Iranern, die nicht sagen können, was sie wollen, eine Plattform bieten. Und wir wollen aufdecken, was sie sonst nicht erfahren würden», sagt der ehemalige Politiker. Was im ersten Moment nach Journalismus westlicher Prägung klingt, hört sich etwas anders an, als Morovati fortfährt: «Unter dem Schah ging es den Leuten besser als unter dem heutigen Regime. Eine konstitutionelle Monarchie wie in England oder Spanien – das wünsche ich mir für Iran. Wir wollen Reza Pahlevi zurückbringen.» Morovati, der in den vergangenen Legislaturperioden mehrere tausend Dollar



Verbotene Satellitenschüsseln auf Dächern in Teheran. Familie schaut iranisches Musikfernsehen aus Kalifornien.

an die Republikaner unter George W. Bush gesendet hat, sieht seinen Sender als Mission in eigener Sache, da die US-Regierung die im Exil lebenden Perser weitgehend im Stich gelassen habe. «Mit der Besetzung des Iraks haben die Amerikaner einen der schlimmsten Fehler in ihrer Geschichte begangen. Die Invasion war in Ordnung, aber Freiheit und Demokratie nach ihren westlichen Vorstellungen einführen zu wollen, das geht nicht. Man muss das Kriegerrecht länger aufrechterhalten.»

Die meisten Journalisten von KRSI wandern auf einem schmalen Grat zwischen dem Plädoyer für mehr Demokra-

Sie schlagen mit den Fäusten auf den Tisch, dass die Plastikblumen wackeln, oder wedeln mit ausgedruckten E-Mails vor der Kamera.

tie und dem Ruf nach härterem Durchgreifen, um die Mullahs zu stürzen. «Ich habe in meinen Sendungen die Leute aufgefordert, die Wahlen zu boykottieren», berichtet Ghaem-Maghani mit Bezug auf den Urnengang Mitte Dezember. «An Reformen zu glauben, ist eine Illusion, der immer noch zu viele im Westen anhängen. Aber ich werde nicht zu Widerstand oder Gewalt aufrufen.»

Ins gleiche Horn stösst Amir Shadjareh, Gründer und CEO von Pars TV, dem ersten iranischen Fernsehsender in Kalifornien. Der ehemalige Radioingenieur aus Teheran half 1988, KRSI aus der Taufe zu heben, verkaufte dann den Sender an die Morovatis und lancierte im Oktober 1998 Pars TV. Der Sender ist in einem unscheinbaren Flachbau in Tarzana nördlich von LA untergebracht, wo Shadjareh und sein Team von 7 bis 15 Uhr Livesendungen für Zuschauer in Iran und danach für das Publikum in Europa und in den USA produzieren.

Die Formate sind bei fast allen Sendern dieselben. Ein preiswert zusammengezimmerter Green Room dient als Studio. Der Moderator sitzt an einem billigen Schreibtisch oder inmitten bunter Ikea-Möbel, hinter denen ein computergeneriertes Studio eingeblendet wird. Mal sind es fiktive Bücherwände oder gar Marmorsäulen wie in einer Bibliothek, mal kitschig eingefärbte Skylines, die Weitläufigkeit suggerieren. Vor dem Moderator steht ein Telefon mit Freisprecheinrichtung. Er spricht frei über das tagespolitische Geschehen in Iran und zitiert empörte Reaktionen aus aller Welt. Fester Bestandteil der Programme sind Gespräche mit Zuschauern, die ins Studio anrufen.

Ein grosser Teil der Anrufe stammen aus Iran und werden direkt aufgeschaltet, ohne dass ein Produzent den Anrufer zuvor auf seine Meinung und Redegewandtheit abklopft. Aus Angst vor den Behörden rufen iranische Zuschauer von Mobiltelefonen mit Prepaid-Karten an, da sich derartige Gespräche nicht zu einer Adresse zurückverfolgen lassen. Was dabei herauskommt, ist ein gutes Beispiel für «User-Generated Content»: Zuschauer spielen Reporter und berichten ungeschminkt und oft ebenso ungeheimt, wie es bei ihnen auf der Strasse oder an der Univer-

sität zugeht, wer frisch verhaftet oder freigelassen wurde. Bei den hitzigen Debatten über Studentendemonstrationen, die Verkehrsverhältnisse in Teheran, das Chaos im benachbarten Irak oder die jüngsten Ausfälle von Präsident Ahmadinejad lassen die Moderatoren dem Redeschwall freien Lauf. Sie schlagen mit den Fäusten auf den Tisch, dass die Plastikblumen wackeln, oder wedeln mit ausgedruckten E-Mails vor der Kamera herum. Ein exaktes Sendeschema, Schnitte oder Schwenks gibt es nicht. Werbeunterbrechungen sind ebenso selten wie Studiogäste oder aufwendig produzierte Einspielungen.

Solcher TV-Journalismus lässt sich mit relativ geringem Aufwand realisieren. Pars TV etwa beschäftigt einschliesslich Büropersonal 50 Mitarbeiter, und der Sendebetrieb kostet laut Shadjareh rund 125 000 Dollar im Monat. Mit den am Nachmittag produzierten Infomercials von Eheberatern, Psychologen und anderen Direktvermarktern, die oft in Englisch senden, verdient sich die Station das nötige Geld. Auch Shadjareh schätzt, dass seinem Sender weltweit bis zu zehn Millionen Menschen zusehen, mehr als die Hälfte davon in Iran.

Der 60-jährige Unternehmer, in dessen Vorzimmer eine gerahmte Dankesurkunde des Wahlkampfkomitees Bush-Cheney prangt, ist von einem ähnlichen Sendungsbewusstsein getrieben wie die Morovatis. «Ich kämpfe für eine weltliche Regierung in Iran, aber von der Monarchie halte ich nichts. Mein Vater war unter dem Schah im Gefängnis. Was wir jetzt in Iran erleben, ist wie Europa im 15. Jahrhundert. Ich bin sicher, dass die Theokratie früher oder später fallen wird, aber die Monarchisten werden sie nicht beerben.»

Einig sind sich die Medienprediger von Tehrangeles, dass sie von der US-Regierung keine Hilfe annehmen wollen. Sie alle bestreiten, vom Aussenministerium oder der CIA Gelder zu erhalten, wie oft behauptet wird. Mit den von Washington finanzierten und in der Hauptstadt produzierten Propagandasendern Radio Farda und Voice of America wollen sie nichts zu tun haben. Bushs Vorhaben, das anti-iranische Propagandabudget von 10 auf 75 Millionen Dollar aufzustocken, halten sie für pure Verschwendung. «Wir könnten mit dem gleichen Budget viel effektiver auf einen Wandel hinarbeiten», sagt Shadjareh. «Sie verstehen nicht, worum es geht. Sie wollen Informationen liefern, wie die Zuhörer in den USA es gewohnt sind, aber sie geben dem Regime aus falsch verstandener Fairness das Wort. Ausgewogenheit funktioniert nur in einer freien Gesellschaft. Wenn man schwer krank ist, braucht man einen Arzt, der einem Antibiotika veordnet, und nicht eine freie Medikamentenwahl», ereifert sich der TV-Chef.

Sensibel reagieren die iranischen Medienleute im Exil auch auf das anhaltende Chaos im Irak und den damit verbundenen Imageschaden der USA bei ihrem Publikum in Iran. Shahram Homayoun, Präsident und Moderator des Fernsehsenders Channel One, hat in seinem Büro seine «zwei Lieblingspolitiker» aufgestellt. In einer Ecke ein Neandertalerkopf – Platzhalter für Ahmadinejad –, auf einem Tisch eine Bush-Puppe, die auf Knopfdruck anfängt

zu tanzen und von Bomben und Demokratie singt. «Bush sollte nachdenken, bevor er den Mund aufmacht und handelt», giftet der 52-jährige Homayoun, von seiner mittäglichen Sendung noch sichtlich aufgekratzt. «Wir können hier von Freiheit reden, von Gleichberechtigung, der Trennung von Kirche und Staat. Wir drängen niemanden zum Widerstand, sondern wollen nur die Möglichkeiten aufzeigen. Aber wenn die Leute in Iran sehen, was sich im Irak abspielt, sagen sie sich: Wenn das eine Demokratie ist, dann lebe ich lieber weiterhin unter einem Diktator.»

Homayouns Sendung, zur besten Sendezeit am Abend in Iran zu sehen, ist eine seltsame Mischung aus Himmel und Hölle. Im computergenerierten Hintergrund ist ein überdimensionales Aquarium zu sehen, in dem virtuelle Fische schwimmen. «Sie sollen Farbe, Hoffnung, Lebensfreude vermitteln, denn alles, was die Mullahs anfassen, stirbt», sagt er. In seinen Sendungen mischen Homayoun und seine Moderatorenkollegen harte politische Attacken mit Gedichten und Musik. Vor den Wahlen im letzten Dezember wurde das vom Channel-One-Moderator Houshiar-Nejad verfasste Gedicht «Man raay nemidaham» («Ich werde nicht wählen») vertont und ging als Untergrundhit durchs Internet. «Gerade weibliche Zuschauer lieben die harten Männer mit der weichen, poetischen Seite», schwärmt die Pressesprecherin von Channel One, die so viel Make-up trägt, dass sie selber vor der Kamera stehen könnte.

Weibliche und jüngere Journalisten gibt es in der Medienszene von Tehrangeles aber nur ganz wenige. Eine ist die 36-jährige Assal Pahlevan, die bereits als Kind Iran verliess. Sie wuchs in Frankreich auf und kam nach Los Angeles, um eine eigene Jugendsendung zu moderieren. Heute sitzt sie jeden Mittwoch im Studio von Channel One und wendet sich mit «Nassleman» an «meine Generation». Pahlevan bezeichnet sich als «100 Prozent politisch». Für ihre Show arbeitet sie sich durch iranische Websites und Zeitungen und liest am Tag bis zu 150 E-Mails von Schülern und Studenten, die über das schreiben, was ihnen am Herzen liegt – vom fehlenden Sportunterricht für Mädchen bis zu den Repressalien der islamischen Revolutionswächter.

«Meine Meldungen sind meistens traurig, deshalb versuche ich sie mit Musikvideos aufzulockern», sagt Pahlevan. Ihre Altersgenossen in Kalifornien bevorzugen Musikvideos am laufenden Band sowie andere leichte Kost bei den unpolitischen exiliranischen Sendern. «Die meisten Jugendlichen sind hier aufgewachsen, sie sind erfolgreich und gehen nicht auf die Barrikaden», sorgt sich der Radiojournalist Ghaem-Maghani. «Ich weiss nicht, wer unsere Jobs übernehmen wird, wenn wir zu müde werden.» Bis es so weit ist, so hofft er, kann der journalistische Nachwuchs direkt aus Teheran senden.

Steffan Heuer ist Amerikakorrespondent des deutschen Wirtschaftsmagazins «brand eins»; er lebt in San Francisco.

Das Engagekommen aller Partner macht diese Anzeige möglich. Lowy

© Paolo Curto (Getty Images), Peter Pavesic

DAS MITTELMEER BRAUCHT SCHUTZGEBIETE.

Kein Fisch kann entkommen: Mit Echolot und riesigen Netzen fahren die Grossfischer auf Beutezug. Das Mittelmeer wird leergeräumt, wenn wir nicht bald Schutzgebiete schaffen. Taten statt Warten: Die Greenpeace-Expedition «SOS Weltmeer» segelt ein Jahr lang gegen Gier und Gedankenlosigkeit und für den Schutz der Meere. Und Tausende aus aller Welt stellen sich hinter uns.

Komm an Bord. Werde Meeresschützer:
www.sosweltmeer.org

GREENPEACE 

Fast wie zu Hause

Zum ersten Mal Teheran – Erlebnisse eines Schweizer Schriftstellers. Von Peter Stamm

Die häufigste Frage, die mir in Teheran gestellt wurde, war eine rhetorische: Ist es bei uns wirklich so schlimm? Nein, musste die Antwort lauten, es ist nicht so schlimm. Und: Wir wissen, dass ihr kein Volk von Terroristen seid. Und: Ich habe nur gute Erfahrungen gemacht in Iran. Die Menschen sind unglaublich freundlich und hilfsbereit. Ich habe selbst nachts in der Stadt nie Angst gehabt. Hereingelegt wurde ich höchstens von Taxifahrern und auch das weniger häufig als in anderen Grossstädten.

Man muss nicht lügen, um diese Antworten zu geben, und die Teheraner freuen sich, sie zu hören. Und dann, mit einer fast masochistischen Freude, machen sie sich daran, das Bild zu zerstören, das sich der Tourist von ihrer Stadt, von ihrem Land gemacht hat. Offen sprechen sie über Politik, schimpfen auf das Regime und die Mullahs. Und manche älteren Gesprächspartner loben den Schah, unter dem es ihnen nicht gut gegangen sei, aber besser.

Als der Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband mich anfragte, ob ich mit an die Teheraner Buchmesse fahren wolle, sagte ich sofort zu, ohne recht zu wissen, worauf ich mich einliess. Mein Bild von Iran bestand aus politischen Desastern, Geiselnahmen, Kriegen, Revolutionen. Menschen kamen darin kaum vor, allenfalls ein paar mehr oder weniger extremistische Politiker und anonyme vermummte Frauen. Es war, als liege ein dunkler Schleier über allem, etwas Ungutes, Beängstigendes.

Bei der Ankunft im Teheraner Flughafen erwartete mich die erste Überraschung. Ich hatte mit Wartezeiten und langwierigen Kontrollen gerechnet. Aber die Passkontrolle war kurz, und mein Gepäck wurde zwar durchleuchtet, aber der Mann am Bildschirm war im Halbschlaf und machte sich nicht einmal die Mühe, mich durchzuwinken. Auch die Fahrt in die Stadt war nicht aufsehenerregend, aussergewöhnlich war nur – wie ich später merkte –, dass der Verkehr um diese Zeit einigermaßen flüssig war. Ich hatte erwartet, für die nächsten drei Wochen von der Kommunikation abgeschnitten zu sein, aber das Hotel verfügte über drahtloses Internet, und nur ganz wenige der Homepages, die ich in den nächsten Tagen aufsuchte, waren von der Zensur blockiert.

Schon die Reiseführer hatten davor gewarnt, Iran zur arabischen Welt zu zählen. Tatsächlich erinnerte mich Teheran eher an eine europäische Stadt. Zwar war der Verkehr hier fast ebenso dicht wie in Kairo, aber die Autos waren neuer und die Passanten zum grössten Teil europäisch gekleidet. Auch die Verschleierung der Frauen fiel mir bald nicht mehr auf, zumal hier in der Hauptstadt das Kopftuch weit häufiger zu sehen war als der Tschador.

Die Kleidervorschriften seien zwar mühsam, sagte mir A., die für eine internationale Organisation arbeitet, aber

sie habe sich daran gewöhnt. Viel wichtiger sei, dass Frauen heute studieren könnten. Einen Schleier könne man anziehen oder ablegen, aber Bildung könne einem nicht mehr weggenommen werden. A. hatte uns und ein paar ihrer Freunde nach Hause eingeladen. Vor dem Essen bot ihr Mann Wodka an, Gin und Whisky. (Ein anderer Gastgeber servierte selbstgekelterten Wein, der gut schmeckte.)

Die Frauen hatten Schleier und Mäntel abgelegt und gaben den Männern die Hand oder küssten sie auf die Wangen – undenkbar in der Öffentlichkeit. Der einzige Unterschied zu einer Party in Westeuropa lag im Gesprächsthema: Es wurde fast ausschliesslich über Politik gesprochen. Und alle schienen sich einig zu sein, dass es über kurz oder lang wieder eine Revolution geben müsse. «Es wäre schliesslich nicht das erste Mal», sagte A. mit energischer Stimme.

Als ich auf den Balkon ging, um zu rauchen, begleitete mich A.s Mann. Er arbeitet für einen internationalen Konzern und erzählte von den Schwierigkeiten, die seine Firma mit den Ämtern habe. Wenn sie Arbeitsbewilligungen für ausländische Fachkräfte beantragten, würde ihnen die Anzahl willkürlich zusammengestrichen. Er verstehe es nicht, die Firma arbeite für die Erdölindustrie. Er habe genug vom Leben hier, sagte er, er fühle sich unfrei und deprimiert. Er würde am liebsten weg aus Iran, aber seine Frau wolle bleiben. Später sagte mir A., sie überlege sich, ob sie ihren Mann ins Ausland schicken solle. Wenn sie von ihm sprach, klang es, als rede sie von einem Kind.

Mir schienen die Männer mehr unter den Umständen zu leiden als die Frauen. Ein Teppichhändler, der ein paar Jahre als illegaler Flüchtling in der Westschweiz gelebt hatte, klagte, er könne sich keine anständige Wohnung leisten und kein Auto. Also finde er auch keine Frau aus seiner Gesellschaftsschicht. Er habe keine Perspektiven. Ein Kleinverleger klagte über die Raubdrucke, die sein Geschäft ruinierten. Manche Bücher erschienen in einem Dutzend Übersetzungen bei verschiedenen Verlagen.

Die Buchmesse, die jedes Jahr mehrere Millionen Menschen anzieht, ist ein Treffpunkt der Intellektuellen aus dem ganzen Land. Die wenigen ausländischen Stände wurden von jungen Leuten belagert. Viele erkundigten sich nach Studienmöglichkeiten in der Schweiz und in Deutschland. Andere schienen nur ihre Fremdsprachenkenntnisse erproben zu wollen. Obwohl viele ihr Land noch nie verlassen hatten, sprachen sie beinahe akzentfrei Deutsch, Französisch oder Englisch. Auch sie äusserten sich unzweideutig darüber, was sie von der Regierung hielten. An den Ständen, an denen fremdsprachige Bücher verkauft wurden (vor allem Sprachkurse und medizinische und technische Fachbücher), drängten sich die Menschen, während der Stand des Hizbullah kaum jemanden interes-



Restaurant im Osten der Stadt. Jugendliche feiern das Feuerfest «Chahar-Shanbe-Suri» zur Vorbereitung auf das neue Jahr.

sierte. Dort wurden nonstop Kriegsvideos gezeigt, und in einer Vitrine war eine Tretmine ausgestellt.

Ich lebte mich in Teheran schnell ein. Ich gewöhnte mich an die verstopften Strassen, an die rücksichtslosen Autofahrer und die neugierigen und offenen Blicke der Frauen. Die Menschen wirkten zufrieden, lachten und schwatzten in den Strassen wie in jeder anderen Stadt. Nur die Moscheen, die ich besuchte, waren selbst zu den Gebetsstun-

Der Polizist interessierte sich nur für meine Wasserflasche, an der er – auf der Suche nach Alkohol – schnupperte.

den menschenleer. Die Iraner, wurde mir immer wieder bestätigt, seien kein religiöses Volk. Mit der Polizei kam ich nur einmal in Kontakt, als mein Taxi angehalten wurde. Der Polizist interessierte sich nur für meine Wasserflasche, an der er – auf der Suche nach Alkohol – schnupperte.

An freien Tagen mietete ich ein Auto mit Fahrer und liess mich in die Umgebung der Stadt fahren. In Kan, einem Pilgerort in den Bergen, waren die Strassen voller Menschen. Einige hatten Schafe dabei, die geopfert werden sollten. Der Bürgermeister führte mich und meine Begleiterin durch das kleine Dorf und zeigte uns die Bibliothek und das Grab eines Volksheiligen. Nach der Führung lud er uns zum Essen ein, zu Fleischspiesen, Reis und Tomaten.

Einmal brachte mein Fahrer einen Freund mit, der Englisch sprach, und zu dritt fuhren wir über das Elbursgebirge ans Kaspische Meer. F. war Offizier, aber aus Krankheitsgründen hatte die Armee ihn freigestellt, und er vertrieb sich die Zeit mit Übersetzungsdiensten. Jedes Mal, wenn wir auf der Strasse einen Mullah sahen, fing F. an zu schimpfen, nannte sie Kinderschänder, korrupt, dumm, zurückgeblieben.

Während der Fahrt bereitete F. auf dem Rücksitz Tee für uns zu. Er erzählte von seiner Frau und seinen Kindern und, als wir uns etwas besser kannten, von seiner zweiten Frau. Er hatte für ein halbes Jahr einen Ehevertrag mit einer geschiedenen Frau abgeschlossen. Obwohl dies nach islamischem Recht erlaubt ist, durfte seine erste Frau nichts davon wissen. Unterwegs kaufte er auf dem Markt Geschenke für beide Frauen, Blüten von Zitrusbäumen, aus denen sich Konfitüre zubereiten lässt. Während wir zusammen waren, bekam er eine SMS von einem Freund: «Was ist der Unterschied zwischen der Urananreicherung und der Zeitehe? Keiner. Beides ist unser Recht.»

Das Wasser des Kaspischen Meeres war unbewegt und wirkte bleiern. Es war neblig, und in der Luft hing der betäubend schwüle Duft der Orangenblüten. Wir waren die einzigen Menschen am schmalen Kiesstrand. An manchen Orten waren Hotels und Touristendörfer im Bau, aber über allem lag eine Stimmung des Verfalls. F. hatte eine private Unterkunft organisiert und spanischen Whisky in Aludosen. Sobald wir in der Wohnung waren, schaltete F. den Fernseher ein und schaute sich amerikanische Serien an.

Wir assen auf dem Boden und schliefen nebeneinander auf dünnen Matratzen. Am nächsten Morgen erfuhr ich, dass der Wohnungsvermittler uns auch Frauen angeboten hatte.

Zurück in Teheran, war ich bei einem Psychoanalytiker und seiner Verlobten eingeladen. Für einmal ging es nicht um Politik, wir redeten über Literatur und Kunst. M. fragte mich, ob ich im Kino oft weine. Er weine oft, sagte er und lachte dabei. Obwohl die Verlobte jedes unserer Worte übersetzen musste, war es ein schnelles, ungeduldiges Gespräch. Wir wollten einander verstehen und verstanden uns wohl auch. An der Wand hing ein Stammbaum, ein Gewirr von Linien und Schriftzeichen, der M.s Abstammung vom Propheten herleitete. Er habe dadurch gewisse Vorteile, sagte er. Wir assen saure Pflaumen und Fleisch, wunderbaren, mit Safran gefärbten Reis und tranken Wodka dazu. Als wir uns später zum Abschied umarmten und M. mich zum Taxi brachte, bot er mir einen Kaugummi an. Ich lehnte ab, er insistierte. Erst da begriff ich, dass der Taxifahrer nicht merken sollte, dass ich Alkohol getrunken hatte.

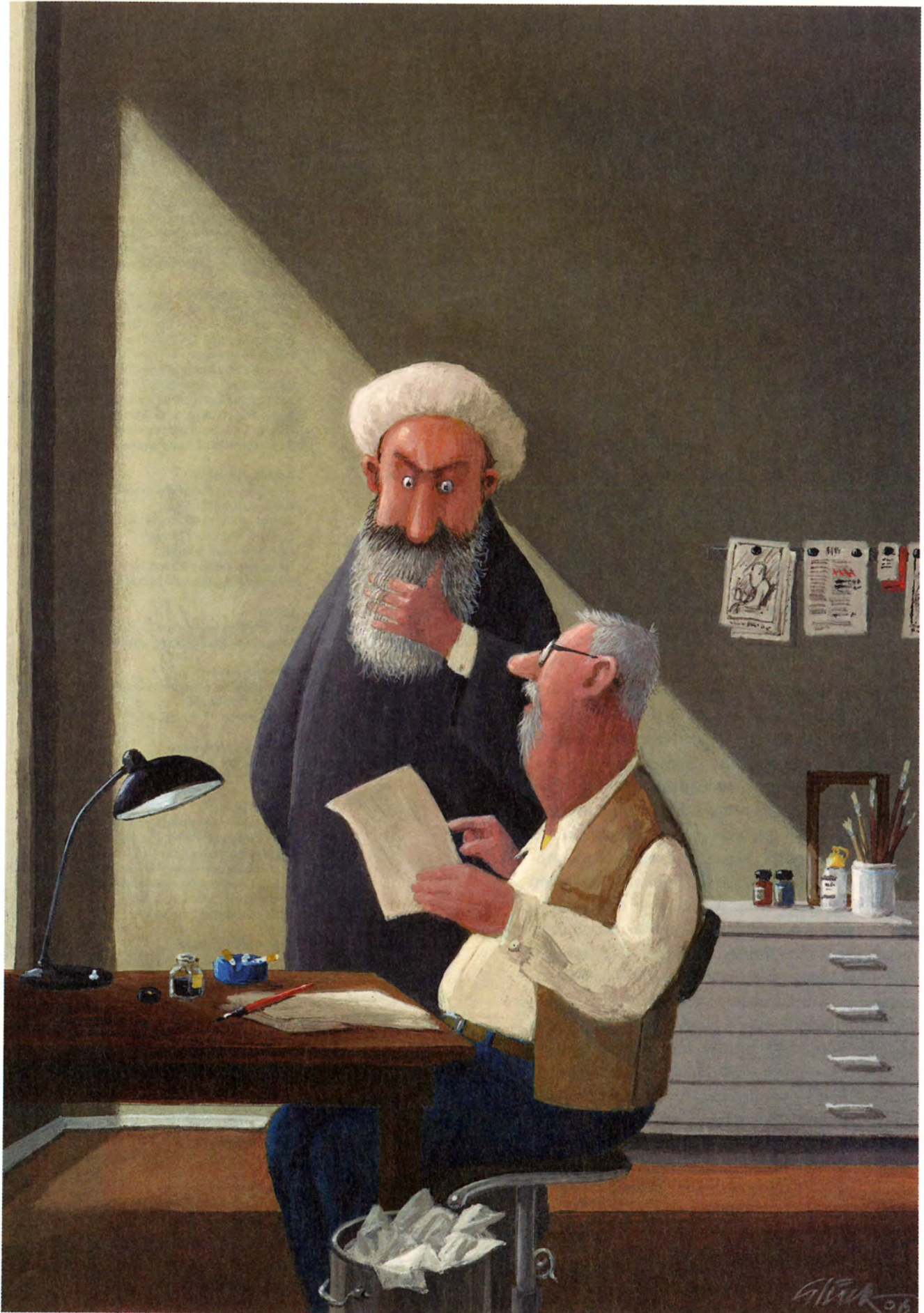
Die Kaugummis waren die einzige Vorsichtsmassnahme, der ich während meines Aufenthalts in Teheran, während meiner Reise durch Iran begegnete. Fast trotzig reichten mir Frauen auf offener Strasse die Hand, riefen Jugendliche mir «America» zu und zeigten grinsend mit dem Daumen nach oben.

So offen die Iraner und Iranerinnen über Politik sprachen, so verschämt sprachen sie über die Folgen dieser Politik. Wie beiläufig erzählten sie von Drohungen und Vorladungen, von Gefängnisaufenthalten und Anschlägen auf ihr Hab und Gut. Eine Frau erzählte mir, dass bei der Heirat ihrer Tochter Männer und Frauen zusammen gefeiert hätten. Kurz darauf sei ihr Haus angezündet worden. Einmal, unterwegs im Auto, fiel mir ein kahler, eingezäunter Hügel im Norden der Stadt auf. Unter diesem Hügel sei ein geheimes Gefängnis, erklärte mein Begleiter, dort würden Regimegegner festgehalten, gefoltert, vielleicht umgebracht.

An meinem letzten Tag in Teheran fuhr ich mit der Seilbahn auf den fast 4000 Meter hohen Tochal, den Hausberg der Stadt. Oben auf dem Berg wurde Ski gelaufen, an der Mittelstation, wo ich ausstieg, waren Wanderer unterwegs, Familien mit Kindern und junge Paare, die hier heraufgekommen waren, um unbeobachtet zusammen sein zu können. Sie schlitterten über die letzten Schneefelder, bewarfen sich mit Schneebällen und fotografierten sich vor der imposanten Landschaft. Hirten trieben eine grosse Herde aus Schafen und Ziegen vorbei.

Im Bergrestaurant hatte sich vor der Essensausgabe eine lange Schlange gebildet, und wenn man das Lachen und Schwatzen der jungen Leute hörte, hätte man für einen Moment lang glauben können, in den Schweizer Alpen zu sein.

Peter Stamm ist Schriftsteller; er lebt in Winterthur. Sein jüngster Roman, «An einem Tag wie diesem», erschien 2006 im Fischer-Verlag.



KARIKATURIST VERSUCHT, SEINEN WITZ ZU ERKLÄREN.